Der Textil-Arbeiter

Organ des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Berlin O 34, Memeler Straße 8-9. Fernsprecher Königstadt 1006, 1076 und 1202. Die Zeitung erscheint jeden Freitag. Telegrammadresse: Textilpraxis Berlin. Verbandsgelder sind an Otto Sehms, Berlin O 34, Memeler Straße 8-9 (Postscheckkonto Berlin Nr. 5336), zu richten

Bezugspreis, nur durch die Post, vierteljährlich 6 Mark. Anzeigenannahme: „Werba" Gesellschaft für Anzeigen- und Verlagswesen m. b. H., Berlin SW 11, Stresemannstraße 48. Anzeigenpreis: Die zehngespaltene Millimeterzeile 90 Pf. Bei größeren Abschlüssen Rabatt, der nur als Kassarabatt gilt. Tel.-Adr.: „Werba-Blätter" Berlin

Nummer 31 — Berlin, den 1. August 1930 — 42. Jahrgang

Die große Lüge — und der ungehorsame Teuerungsindex

Die vom Unternehmertum eingeleitete und von der Regierung Brüning-Schiele gestützte Lohn- und Preissenkungsaktion hat sich in überraschend kurzer Zeit entpuppt: die Herrschaften, von der Industrie angefangen bis zum Handel und Handwerk, erklären, daß man wohl die Löhne, aber nicht die Preise senken könne.

Vor Tisch sprach man anders. Da wollte man mit den Löhnen runter, um die Preise abzubauen. Man müsse so die Wirtschaft anregen. Das Projekt ist in der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie ausgeheckt worden, und zwar von langer Hand. Man schuf den Fall Becker, durch den man in der Oeffentlichkeit demonstrierte, Betriebe aufrechterhalten und Arbeiter beschäftigen zu können, wenn sich die Arbeiterschaft einen Lohnabbau gefallen ließe. Die

Beckeritis grassierte und weite Kreise fielen auf den Zauber so weit herein, daß rheinisch-westfälische Eisenindustrie und Regierung den Oeynhausener Schiedsspruch riskieren konnten.

Dieser sieht einen weitgehenden Abbau der Akkordlöhne in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie vor. Die Eisenindustrie hat auch ihre Preise ermäßigt. Aber nur um den unzulänglichen Satz von etwa 2 bis 4 Proz. Die Eisenpreissenkung ging also durchaus zu Lasten der Arbeiterschaft. Mit Recht verlangte die Oeffentlichkeit eine weitere Senkung, für die das Unternehmertum Opfer bringen sollte. Darauf reagierten aber weder Regierung noch Schwerindustrie. Es hatten sich mittlerweile Ereignisse vollzogen, die die ganze Aktion in eigentümlichem Lichte erscheinen lassen. Sie hängen mit der internationalen Kartellierung der Eisenindustrie zusammen.

Die Eisenindustrien der westeuropäischen Länder, also Deutschlands, Belgiens, Luxemburgs und Frankreichs, sind seit Jahr und Tag in einem Eisenkartell, der sogenannten Internationalen Rohstahlgemeinschaft, zusammengefaßt. Das Kartell sollte den Zweck haben, die Eisenpreise auf den Weltmärkten hochzuhalten. Daneben verfolgte die deutsche Eisenindustrie die Sonderabsicht, die Einfuhren ausländischen Eisens nach Deutschland auszuschalten. Das ist, bis auf winzige Mengen, auch gelungen. Die deutsche Eisenindustrie kam so in den Genuß eines Monopols, mit dessen Hilfe sie die inländischen Eisenpreise beliebig in die Höhe treiben konnte. Die Spanne zwischen dem deutschen Eisenpreis und dem Preis, der für deutsches Eisen im Ausland gezahlt wird, ist sehr beträchtlich und besonders in den letzten Wochen stark gewachsen. Die Mehrerlöse aus dem überhöhten deutschen Eisenpreis wurden benutzt, um den Export von deutschem Eisen zu fördern. Es wäre ein Fehler, internationale Kartellierungen auf jeden Fall abzulehnen. Schon deshalb, weil eine ganz natürliche Entwicklung dahin treibt. Sorge muß aber dafür getragen werden, daß das Instrument des internationalen Kartells nicht zugunsten einiger Großkapitalisten und gegen die Wirtschaft der beteiligten Länder ausgenutzt wird. Man kann das durch eine starke Beteiligung der Arbeiterschaft verhüten. In diesem Sinne fordern ja auch die Gesellschaften eine Heranziehung und Vertretung der Arbeiterschaft.

Die Dinge in der Internationalen Rohstahlgemeinschaft verliefen nun so, daß man die Produktion drosseln und kontingieren wollte, um das Eisenangebot auf den Weltmärkten zu drücken. Man kalkulierte, das geringere Angebot müsse den Preis nach oben treiben. Wer mehr exportierte, als ihm seine Quote zustand, mußte eine ganz empfindliche Strafe zahlen. Der Plan funktionierte nicht recht. Man griff deshalb zur gemeinsamen Preisfestsetzung. Aber auch hier ergaben sich Fehlschläge, weshalb die deutsche Eisenindustrie eine scharfe Ueberwachung forderte, die für Einhaltung der Preise Sorge tragen sollte. Die wirtschaftliche Vernunft liegt durchaus auf der Linie der deutschen Forderungen. Sie sind geeignet, die Verschleuderung von Eisen nach dem Auslande, teilweise zu ganz empfindlichen Verlustpreisen, zu verhindern. Leider machte das Eisenkartell nicht mit. Solange Deutschland seine Exportquote überschritt und an die Belgier und Franzosen Strafgelder zahlte, war die Geschichte in Ordnung. Als Deutschland aber Strafgelder zu fordern hatte, fanden die Kumpane ein Haar in der Suppe. Zu einer scharfen Preiskontrolle durch sogenannte Verkaufskontore wollten sich besonders die Belgier nicht verstehen.

So gab man die Preisfestsetzung frei. Um die Kontingentierung kümmert man sich aber so gut wie gar nicht. Damit ist die Internationale Rohstahlgemeinschaft aufgeflogen. Das internationale Eisenkartell besteht praktisch nicht mehr. Auf den Weltmärkten hat ein starkes Eisendumping eingesetzt. Die Preise, die an sich Tiefstand erreicht haben, werden mit jedem Tag von neuem unterboten. Es wird einer von jenen Quotenkämpfen geführt, die Millionen und aber Millionen kosten. Jeder will seinen Export fördern, um bei den neuen Verhandlungen, mit denen man rechnet und die mit einer besseren Konjunktur ja auch kommen werden, größere Quoten beanspruchen zu können.

Wir können heute sagen, daß sich die rheinisch-westfälische Eisenindustrie von diesen Faktoren leiten ließ, als sie ihre Lohn- und Preissenkungsaktion vorschlug.

Hinter der Phrase von der Wirtschaftsankurbelung durch niedrigere Preise und niedrige Löhne steht nicht Sorge um die Konjunktur und den Arbeitsmarkt, sondern der Egoismus der Kartellpolitik, stehen Quotenkämpfe und Eisendumping. Da man den deutschen Inlandseisenpreis, mit dem man die Quotenkämpfe im Ausland finanziert, nicht gut weitersteigern konnte, kam man auf die „geniale" Idee, die Löhne abzubauen, um mit dem Arbeitslohn das Eisendumping im Auslande zu bezahlen. Zu diesem Zwecke wurde das Märchen von der Preissenkung erfunden, und das Unternehmertum hat ja in den letzten Tagen glattweg erklärt, es denke nicht an eine Preissenkung; in Frage käme nur eine Lohnsenkung.

Da nun einmal in unserer, der sogenannten besseren aller Welten der Egoismus die Oberhand hat über wirtschaftliche Notwendigkeiten und wirtschaftliche Ueberlegungen, der Interessentenhaufe über Gemeinsinn, Staatsauffassung und Sorge um die gesamte Wirtschaft triumphiert, stößt der große Haufe des deutschen Unternehmertums in das Horn: Lohnabbau.

Es scheint ein Taumel in die Gehirne gefahren zu sein, die nie über ihre Nasenspitze hinaus denken konnten.

Mittelpunkt jeder wirtschaftlichen Aktion ist die Erhöhung der Profitquote geworden. Es ist auch mühelos und viel bequemer, die Löhne zu reduzieren, als durch vernünftige Organisation und Technisierung den Betrieb auf die Höhe zu bringen, den Absatz zu steigern und eine vernünftige Rente zu erzielen. Da die Bequemen immer in der Majorität sind, kann man sich die Begeisterung des deutschen Unternehmertums für die Lohnabbauparole vollauf erklären.

Es fragt sich nur, was hinterher kommt.

Es ist in diesem Falle nicht schwer, ein böses Erwachen aus dem Taumel der Lohnsenkungspsychose zu prophezeien.

Wenn sich das Unternehmertum für die beabsichtigte Lohnsenkung auf etwas berufen konnte, dann auf den Rückgang des Teuerungsindex, der seit seinem höchsten Stand um etwa 6 Proz. nachgelassen hatte. Das war so plausibel und fand in der breiten Oeffentlichkeit Verständnis. Hatte man die Lohnerhöhungen mit dem höheren Teuerungsindex begründet, so mußte der niedrigere Teuerungsindex zu Lohnermäßigungen führen. Die Oeffentlichkeit macht sich ja über einfache und naheliegende Dinge keine Gedanken, obwohl diese hinterher regelmäßig den großen Haken haben. Gegen die

Agitationen des Unternehmertums mit dem Teuerungsindex

ist einzuwenden, daß der Teuerungsindex in seiner Art, wie er errechnet wird, überholt und ungenau ist. Die Regierung hat das selbst anerkannt, indem das Statistische Reichsamt sich schon vor Wochen darangemacht hat, die Grundlage für eine neue Berechnung festzustellen. Das ist nur die Bestätigung unserer Auffassung, daß sich die Lebenshaltung keineswegs um 6 Proz. verbilligt hat, wenn der Teuerungsindex um 6 Proz. zurückgegangen ist. Andererseits geht der Teuerungsindex seit vorigem Monat schon wieder in die Höhe, wofür die gegenwärtige Regierung insbesondere durch ihre agrarpolitischen Maßnahmen gesorgt hat. Wenn wir uns schon mal an den Teuerungsindex halten wollen, dann müssen wir folgendes feststellen: der Rückgang hat von August 1929 bis Mai 1930 angehalten. Die Rückgänge (die Teuerungszahlen werden hier in Mark wiedergegeben) entsprechen dem beabsichtigten Lohnabbau nicht, bleiben hinter ihm zurück. Sie machen in Magdeburg bei einem Durchschnitt der Teuerungsindexlebenshaltung von etwa 133 Mk. pro Monat 4,05 Mk. aus. Das ist aber sozusagen eine Spitzenleistung. In Dortmund sind es nur 3,88, in Solingen 3,38, in Aachen 3,06, in Eberswalde 2,99, in Köln 2,24, in Kiel 2,86, in Reichenbach im Eulengebirge 2,72, in Göttingen 2,54, in Hannover 2,38, in Berlin 2,20, in Krefeld 2,1[illegible] und in Herford 2,07. Die meisten anderen Orte liegen noch darunter.

Daß diese Rückgänge nur vorübergehend sind, beweist die Tatsache, daß in der Zeit von April bis Juni 1930 in den meisten Bezirken wieder eine Steigerung des Teuerungsindex festzustellen ist.

Sie macht für Berlin 4,54 Mk., für Königsberg 4,16, für Krefeld 4,10, für Stettin 2,47, für Senftenberg 2,44, für Weißenfels und Solingen 2,1[illegible] und für Göttingen beispielsweise 2,10 Mk. aus. Man kann heute ruhig feststellen, daß die mittlerweile eingetretene Erhöhung des Teuerungsindex bereits jetzt schon die Rückgänge überdeckt. Das hindert das Unternehmertum aber nicht daran, noch immer von einer Verbilligung der Lebenshaltung zu fabulieren, die eine Lohnreduzierung bedinge.

Was heute unter der Flagge Lohn- und Preissenkung betrieben wird, ist ein Totschlag der Kaufkraft, ist wirtschaftspolitischer Unfug, eine Verschärfung der Krise und ein Spiel mit dem Feuer.

Das Unternehmertum hat heute beispiellose Machtstellung.

Millionen verlangen nach Arbeit. Da auch hier Angebot und Nachfrage entscheiden, bietet sich für das Unternehmertum die verlockende Gelegenheit zur Lohnreduzierung. Man soll doch die Dinge klar sehen und erkennen, daß das Unternehmertum die Krise brutal ausnutzt und von seiner Machtstellung hemmungslos Gebrauch macht. Das mag der Profitquote fürs erste bekommen. Aber die Zeiten werden sich ändern. Dann soll man den Gewerkschaften nicht mit wirtschaftspolitischen Ueberlegungen und volkswirtschaftlichen Bedenken kommen. Dann wird man der Arbeiterschaft unmöglich einen Vorwurf machen können, wenn es eben das tut, was ihr von dem Unternehmertum vorgemacht worden ist. Man wird uns, wenn wir das konstatieren, wohl ohne Brille verstehen.

Der Einzelhandel hat die Preise gesenkt?

Eine notwendige Erwiderung

Im Magazin der Wirtschaft (Nr. 29) hat ein Mitinhaber der Warenhausfirma Hermann Tietz, Berlin, einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Der Einzelhandel hat die Preise gesenkt!" veröffentlicht, und in diesem Aufsatz eine Anzahl von Preisen aus den Inseraten seiner Firma aus den Monaten Mai bis Juni 1914 Preisen aus den gleichen Monaten des Jahres 1930 gegenübergestellt. Da diese Preisgegenüberstellung bereits von der Unternehmerpresse für ihre Zwecke verwendet wird, so darf die Gegenüberstellung von Georg Tietz nicht unwidersprochen bleiben. Das Magazin der Wirtschaft war sich der „Problematik von Preisvergleichen", wie sie in dem Aufsatz angestellt werden „wohl bewußt". Sehr richtig. Die Preisgegenüberstellung des Herrn Georg Tietz soll nicht angezweifelt werden, aber erstens ist nur ein verschwindend kleiner Teil der Verbraucher in der Lage, von diesen Preisen Gebrauch zu machen, denn die Preise gelten nur für die Warenhäuser, wie wir sofort zeigen werden, und zweitens handelt es sich bei den gegenübergestellten Preisen um die billigsten Artikel, die nicht als Durchschnittspreise angeführt werden können. Wer diese Qualität zu kaufen gezwungen ist, spart nichts; wer diese Preise anlegen muß, kauft am teuersten.

Die Gegenüberstellung des Herrn Georg Tietz hat uns Veranlassung gegeben, einen Streifzug durch die Berliner Geschäfte zu unternehmen. Wir stellen die von uns festgestellten Preise, die allgemeine Gültigkeit haben, gegenüber:

	1914 Mk.	1930 Mk.	Allgemeiner Preis Mk.
Kalbsschnitzel	2,30	2,30	2,50 bis 3,60
Kalbskeule	1,10	0,98	1,25 — 1,40 — 1,60
Suppenhühner	2,10	1,05	1,20 bis 1,25
Edamer Käse	0,80	0,85	1,20
Schweizer Käse	0,78	0,80	2,—
Stachelbeeren	0,35	0,35	0,60
Neue Kartoffeln 2 Pfund			0,80
5 Pfund	0,50	0,44	0,45
Kabeljau	0,14	0,14	0,60
Schellfisch	0,22	0,22	0,50 bis 0,60
Gurke	0,50	0,44	0,20 bis 0,35
Reis	0,18/0,23	0,19/0,23	0,25 bis 0,40
Auszugsmehl (5 Pfd.)	1,25	1,20	1,45
Viktoriaerbsen	0,18	0,17	0,30
Kohlrabi (Mandel)	0,15	0,15	0,30
Wirsingkohl	0,07/0,10	0,07/0,10	0,15 bis 0,25
Bundcake	0,42	0,30	0,95
Oesterdinen (Dose)	0,30	0,25	0,45

Wesentliche für die werktätige Bevölkerung in Frage kommende Ausgaben hat Georg Tietz jedoch nicht angeführt, was wir nachholen:

	jetzt	1914
Eier	0,12 bis 0,15	0,05 — 0,06
Butter	1,80	0,90 — 1,20
Handkäse	0,08 bis 0,13	0,03 — 0,05
Milch (1 Liter)	0,31 bis 0,32	0,20
Amerikanisches Schmalz	0,70 bis 0,80	0,40
Herrensohlen und Flecken	5,— bis 6,—	3,—
Rasieren	0,30 bis 0,35	0,10
Haarschneiden	0,70 bis 1,—	0,20

Wir haben aus der Gegenüberstellung der Preise nur die Preise für Lebensmittel herausgegriffen. Bei den Preisen für Textilien und Haushaltsartikeln ist es nicht viel anders. Es kommt hier im wesentlichen auf die Qualität an. Wir halten es für ziemlich leichtfertig, daß Herr Georg Tietz die Preise seiner Firma in die Welt hinausposaunt und damit in der Oeffentlichkeit den Anschein zu erwecken sucht, als ob es sich um allgemeingültige Durchschnittspreise handelte. Von einem allgemeinen Vergleichswert, wie es in dem Aufsatz heißt, kann also nicht gesprochen werden. Daher entfallen auch die weiteren Voraussetzungen, die in dem Aufsatz angeführt werden, daß das Preisniveau der Vorkriegszeit erreicht, zum Teil sogar unterschritten ist.

Im übrigen sei die bescheidene persönliche Anfrage erlaubt, ob Herr Georg Tietz die Waren in seinem eigenen Haushalt verbraucht, von denen er die Preise in dem Aufsatz des Magazins der Wirtschaft angeführt hat.

W. H.

Betriebsrätewahl im Erzgebirge

Daß viele Unternehmer eine heillose Angst vor freigewerkschaftlich organisierten Betriebsräten haben, dafür bietet eine Betriebsrätewahl in der Strumpffabrik Max Bochmann in Beutha i. Erzgeb. ein groteskes Beispiel.

Im März d. J. kam ein Betriebsrat bei der Firma mangels einer Liste nicht zustande. Da bei der Firma Arbeitszeitverhältnisse bestanden, die jeder rechtlichen und tariflichen Bestimmung spotteten und die Firma ohne jede Kündigung eine Betriebsvereinbarung über Schichtzuschlag abgebaut hatte, erkannten die organisierten Arbeiter, daß ein Betriebsrat unbedingt notwendig sei.

Es wurde dann im Mai ein neues Wahlausschreiben erlassen und eine Liste der organisierten Arbeiter eingereicht. Sofort wurde von den Unorganisierten eine zweite Liste eingereicht, auf der der Betriebsleiter mit als Arbeiterkandidat paradierte. Ueber die Herkunft dieser Liste braucht man sich den Kopf also nicht mehr zu zerbrechen. Gleichzeitig erhob der Betriebsleiter Einspruch gegen das Wahlausschreiben, weil die Angestellten darin nicht zur Wahl aufgefordert waren. Die ganze Geschichte wurde also noch einmal gemacht. Es wurden jetzt drei Listen eingereicht. Die Angestellten mit dem Betriebsleiter an der Spitze reichten jetzt auch eine Liste ein. Von der Arbeiterliste war er verschwunden. Am 18. Juli 1930 fand nun die Wahl statt. Die Organisation hat zwei Tage vorher durch ein Flugblatt auf die Wahl hingewiesen. Das hat Herrn Bochmann nicht ruhen lassen. Vor der Wahl erließ er eine Bekanntmachung, worin er darauf hinwies, daß er niemanden bei der Wahl beeinflussen wolle, aber dem Eingreifen der Unorganisierten sei es zu danken, wenn die Verhältnisse im Betrieb besser seien und alle wieder voll arbeiten könnten. Das Eingreifen der Unorganisierten bestand nebenbei bemerkt darin, daß sie auf ein Recht aus einer Betriebsvereinbarung verzichtet hatten und zu allem, was die Firma wünschte Ja und Amen sagte.

Ein Spulmeister machte ebenfalls in Wahlpropaganda. Er forderte zur Wahl der Unorganisierten auf, mit der klassischen Bemerkung: „Wenn ihr die Liste 2 (Unorganisierte) wählt, dann gibt es auch Arbeit." In Deutschland zerbrechen sich Millionen Menschen den Kopf, wie man Arbeit bekommt, und bei der Firma Bochmann in Beutha sitzen unbekannt ein paar tüchtige Unorganisierte, die man nur an die Tête zu holen braucht und aller Kummer ist vorbei, dann gibt es Arbeit.

Das Bedauerliche ist, daß eine Anzahl Arbeiter auf solchen Kohl hereinfallen. Ja, selbst die allergrößten Kälber, wählen ihre Metzger selber.

Bei der Wahl selbst betätigte sich der Herr Betriebsleiter als Ordner und Stimmenzähler. Man sieht also, das Interesse war wirklich bei allen Teilen erfreulich. Die Wahl ergab das Stimmenverhältnis: 55 für Liste 1 (Organisierte), 57 für Liste 2 (Unorganisierte). Das Stimmenverhältnis entspricht dem Organisationsverhältnis im Betrieb. Es zeigt auf das Deutlichste, daß von den Funktionären der Organisation noch sehr viel Aufklärung im Betrieb zu leisten ist. Gerade die Vorgänge der letzten Zeit hätten der Arbeiterschaft den Beweis liefern müssen, daß jeder Unternehmer, auch wenn er sich noch so christlich gebärdet, nur seine Interessen kennt. Die Arbeiterschaft sei daran erinnert, daß Herr Bochmann Stillegung beantragte, nur weil er die Arbeiterschaft unter Druck setzen wollte, damit sie auf die 7½prozentige Schichtzulage verzichtete, auf die sie ein Recht hatte. Wenn die Arbeiterschaft dies alles bedenkt, dann wird sie aus dieser Wahl die Lehren ziehen, daß sie den Betriebsrätewahlen die gleiche Bedeutung zumessen muß wie der Unternehmer, und daß nur in der Organisation ihre Interessen nach jeder Richtung gewahrt werden können.

Der Reichswirtschaftsrat lehnt die geforderten Baumwollzölle ab

Seit mehr als zwei Jahren ist ein heftiger Kampf um die Erhöhung der Baumwollzölle geführt worden. Die Baumwollindustriellen wünschten, daß dem Reichstag eine Erhöhung der Baumwollzölle um 33 Proz. vorgeschlagen werden sollte. Der Reichswirtschaftsrat hat es abgelehnt, diese Wünsche zu unterstützen. Im Interesse der Verbraucher und auch im Interesse der gesamten Wirtschaft ist dieser Beschluß nur zu begrüßen. Wir werden gelegentlich darauf noch einmal zurückkommen.

Schlechte Zeiten für Lindener Samt

Der nachstehende Aufsatz ist uns schon vor einiger Zeit zugegangen. Wir mußten ihn wegen Raummangel zurückstellen. Er ist aber so interessant, daß er auch heute noch lesenswert ist. (D. R.)

Wenn die Unternehmer sich den Magen verderben — zahlt der Arbeiter die Zeche. Ein sprechendes Beispiel für diesen Erfahrungssatz, bietet die Entwicklung bei der Mechanischen Weberei zu Linden in Hannover-Linden. Diese Gesellschaft, die in den ersten vier Jahren seit der Stabilisierung immer 15 Proz. und im Vorjahre noch 10 Proz. Dividende verteilen konnte, schließt das am 31. Dezember 1929 abgelaufene Geschäftsjahr, für das jetzt der Bericht vorgelegt wird, mit einem Verlust von 637 000 Mk. ab, sodaß diesmal keine Dividende verteilt werden kann. Da der gesetzliche Reservefonds statt der vorgeschriebenen 10 Proz. aber mehr als 50 Proz. des aus 13,5 Millionen Mk. Stammaktien und 66 000 Mk. Vorzugsaktien bestehenden Kapitals, nämlich genau 6 677 751 Mk. beträgt und außerdem noch ein besonderer Reservefonds in Höhe von 500 000 Mk. besteht, kann dieser Verlust, der nach Abzug des Gewinnvortrages aus dem Vorjahre nur noch 545 359 Mk. ausmacht, mit Leichtigkeit aus diesen Reserven getilgt werden.

Wie aber ist dieser Verlust entstanden? Der Geschäftsbericht weiß zur Erklärung nichts weiter als den üblichen Hinweis auf die „allgemein ungünstige Wirtschaftslage" und als zweite Erklärung, daß die erhoffte Samtmode in Deutschland nicht durchgedrungen ist. Dabei ist eine „nicht unwesentliche" Erhöhung des Umsatzes zu verzeichnen, ohne daß allerdings die Höhe des Umsatzes angegeben wird. In den Jahren 1927 und 1928 hat der Umsatz je rund 18 Millionen Mk. betragen. Aber dieser jetzt wahrscheinlich auf 20 Millionen Mk. angewachsene Umsatz genügte nicht, um einen Gewinn herauszuwirtschaften, da die Preise „unbefriedigend" waren.

Im Jahre 1938 überstieg die Zahl der Arbeiter und Angestellten mit 2300 sogar den Stand des Jahres 1913. Ueber die Belegschaftsstärke im abgelaufenen Jahre enthält der Bericht keine Angaben. Ein Ausweis der Lohnausgaben unterbleibt auch. Der Bruttogewinn, von dem vorweg alle Unkosten, auch Löhne und Gehälter, abgezogen sind, beträgt für 1929 nur 238 787 Mk., ist somit um 1,6 Millionen Mk. geringer als im Vorjahre. Bei den Außenständen ist diesmal ein Verlust von fast 516 000 Mk. entstanden, das ist ein fast siebenmal so hoher Betrag als im Vorjahre. Hier haben wir also einen Grund für das schlechte Ergebnis des letzten Jahres: unvorsichtige Kreditgewährung. Die Verwaltung hält es — nebenbei bemerkt — nicht für nötig, auch nur mit einem Wort diesen großen Verlust zu erläutern. Ob es weiter bei dem schlechten Jahresergebnis nötig war, die Abschreibungen von 342 000 Mk. auf 373 000 Mk. zu erhöhen, bleibt auch fraglich.

Vergleichen wir aber weiter die jetzt vorgelegte Bilanz mit dem früheren Rechenwerk, so sehen wir, daß allein die Bankschulden von 4,47 auf 10,27 Millionen angewachsen sind. Die Mechanische Weberei Linden arbeitet mit der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft, der Bank für auswärtigen Handel und dem Bankhause Ephraim Meyer u. Sohn, Hannover. Die bereitwillige Zurverfügungstellung so hoher neuer Mittel — trotzdem schon im vergangenen Jahre die Dividende um ein Drittel herabgesetzt werden mußte — läßt darauf schließen, daß die Banken die Lage des Unternehmens trotz allem als günstig ansehen. Die Gesellschaft hat in den letzten Jahren weiter erhebliche fremde Mittel aufzunehmen gewußt. Im Jahre 1926 wurde eine hypothekarisch gesicherte 4-Millionen-Mark-Anleihe aufgenommen, die in den Jahren 1931 bis 1950 zurückzuzahlen ist und mit 8 Proz. verzinst werden muß. Außerdem besteht an langfristigen Schulden die im Jahre 1928 aufgenommene siebenprozentige 2-Millionen-holländische-Gulden-Anleihe der Berliner Velvetfabrik M. Mengers u. Söhne, die mit 3 367 000 Mk. zu Buche steht. Die Aktienmehrheit dieser Gesellschaft, und zwar 90 Proz. des 4,5 Millionen Mk. betragenden Aktienkapitals, wurde Ende 1928 erworben. Bei Mengers sind allein rund 1140 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Im April 1927 wurden ebenfalls 90 Proz. des 6 Millionen Tschechokronen betragenden Aktienkapitals der seit 1777 bestehenden G. A. Fröhlichs Sohn Weberei, Samt- und Druckfabrik Akt.-Ges. in Warnsdorf (Tschechoslowakei) erworben. Hier sind rund 1100 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Im April 1928 wurde ferner die alte Weberei Demisch und Engler in Zittau aufgenommen Im gleichen Jahre wurde von dem 480 000 Mk. betragenden Aktienkapital der Rheinischen Velvetfabrik Akt.-Ges. Neersen die Mehrheit mit 90 Proz. erworben. Außerdem wurde die St. George Textile Corporation, New York, erworben, die den Verkauf der Lindener Fabrikate in Nordamerika besorgt.

Die eigenen Werke in Hannover-Linden, Oggersheim (Pfalz) wurden in den letzten Jahren fortgesetzt modernisiert. In Linden sind 1250, in Oggersheim 800 und in Zittau, der früheren Weberei Demisch u. Engler, sind 270 Webstühle im Betrieb. Im Jahre 1928 sollen allein für die Modernisierung der eigenen Betriebe 2 Millionen Mk. aufgewendet worden sein. Die offenen Zugänge auf den Anlagekonten betragen seit 1926 rund 1,77 Millionen Mk., die Warenvorräte stehen heute mit 9,8 statt 5,4 Millionen im Jahre 1926 zu Buch, hier sind also weitere 3,6 Millionen Mk. angelegt. Die Außenstände betrugen im Jahre 1926 insgesamt 5,35 Millionen Mk., und werden seit dem letzten Jahre getrennt ausgewiesen nach Guthaben bei Kunden (heute 5,2 Millionen Mk.), Guthaben bei Konzernfirmen (heute 6,7 Millionen Mk.) und Bankguthaben (heute 2,98 Millionen Mk.). Die seit 1926 erworbenen Beteiligungen — vorher waren überhaupt keine Beteiligungen vorhanden — erforderten nach den seitdem erschienenen Bilanzen 13,15 Millionen Mk., wovon 2,13 Millionen Mk. Restkaufgelder in Abzug zu bringen sind, netto also 11 Millionen Mk. Außerdem schulden die Konzernfirmen der Muttergesellschaft den Unterschied zwischen den mit 6,7 Millionen Mk. ausgewiesenen „Guthaben bei Konzernfirmen" und 3,22 Millionen Mk. „Konzernschulden", also 3,48 Millionen Mk. Insgesamt haben also die neu erworbenen Beteiligungen 14,5 Millionen Mk. erfordert. Aufgebracht wurden die für die Modernisierung der eigenen Anlagen und den Erwerb der Beteiligungen erforderlichen Beträge dadurch, daß das nach der Goldmarkumstellung aus 6,8 Millionen Mk. Stammaktien bestehende Aktienkapital im Januar und Mai 1927 auf den heutigen Stand von 13,5 Millionen Mk. erhöht wurde. Aus dem bei der Begebung der neuen Aktien erzielten Aufgeld wurden weitere Reserven in der heutigen Höhe von rund 7,2 Millionen Mk. angesammelt. Weitere Mittel flossen durch die bereits erwähnte langfristige Mengers-Anleihe von 3,37 Millionen Mk. und durch die aufgenommenen Bankschulden zu, die abzüglich des Bankguthabens jetzt 7,3 Millionen Mk. betragen. Vor Uebernahme der Beteiligungen war nur die alte 4-Millionen-Mark-Anleihe von 1926 vorhanden. Alles in allem waren also rund 20 Millionen Mark für die Modernisierung und die Uebernahme der Beteiligungen erforderlich. Diese 20-Millionen-Schuld erfordert an Zinsen sicher einen Betrag, der ausreichen würde, um das Kapital, wie es vor der Ausdehnung war, gut und gern mit 15 Proz. zu verzinsen.

Man hat sich also anscheinend übernommen. Die Berliner Velvetfabrik M. Mengers u. Söhne, die schon 1928 keine Dividende brachte, arbeitet jetzt in der Hauptsache für den Export und hat wieder keinen Gewinn gebracht. Ueber das Ergebnis des tschechischen Werkes fehlen die Angaben. Die New-Yorker Niederlassung hat ebenfalls keinen Nutzen gebracht. Man versprach sich seinerzeit von dem Zusammenschluß mit Mengers und Fröhlich Ausschaltung der bisher bestehenden scharfen Konkurrenz und Verminderung der Reklamespesen und sonstigen Unkosten. Da die Unkosten im Gegensatz zu der 1913 gebräuchlichen Uebung seit der Stabilisierung nie ausgewiesen wurden, ist eine Nachprüfung, inwieweit sich diese Hoffnung verwirklicht hat, nicht möglich. Die gegenwärtige Schuldenlast und die damit zusammenhängende Dividendenlosigkeit der Mechanischen Weberei Linden ist also durch eine zu schnelle Ausdehnung entstanden, die sich bisher in keiner Weise bewährt hat, abgesehen von der volkswirtschaftlich unerwünschten Ausschaltung der Konkurrenz. Letzten Endes hat die Arbeiterschaft diese Fehler zu büßen, denn die Aktionäre sind in den früheren fetten Jahren gut genug weggekommen. Die Verwaltung vermeidet ein Urteil über die Aussichten des laufenden Geschäftsjahres, glaubt aber erfreuliche Anzeichen zu sehen, daß im Jahre 1930 den Artikeln der Gesellschaft mehr Interesse entgegengebracht werden wird. Eine andere Preispolitik, würde sicher auch zu einer Belebung des Absatzes beitragen, denn es genügt nicht, daß sich die Gesellschaft durch die so teuer bezahlten Angliederungen auf dem europäischen Festland eine Art Monopolstellung geschaffen hat, und der Weltruf der Fabrikate allein macht auch den Kohl nicht fett, wenn infolge geringer Kaufkraft der Arbeitnehmer kein Massenabsatz möglich ist. Die einzige Hoffnung der Verwaltung ist jetzt tatsächlich ein Modeumschwung. Wenn diese langerwartete Periode großer Nachfrage nach den Samterzeugnissen des Unternehmens eintritt, hofft die Verwaltung besonders an dem Berliner Werk eine große Stütze zu haben, um die Konjunktur ausnützen zu können. Ist aber die Konjunktur glücklich da, dann wird man wieder zuerst an die Aktionäre denken, die Arbeiterschaft aber muß für alle Fehler büßen und hat wie immer das Nachsehen.

Julius Fries.

Krankengeld für Arbeitslose

Ueber das Krankengeld, das Arbeitslose bei einer mit Arbeitsunfähigkeit verbundenen Krankheit infolge ihrer Krankenversicherung durch das Arbeitsamt von den Krankenkassen erhalten, ist in der Gewerkschaftspresse schon mehr als einmal geschrieben worden. Es tauchen jedoch gerade in dieser Frage immer wieder neue Gesichtspunkte und Meinungsverschiedenheiten auf, über die berichtet werden muß, um die Arbeitslosen vor Nachteilen zu bewahren.

Die grundlegende Vorschrift enthält der § 120 des Arbeitslosenversicherungsgesetzes. Es heißt da: Als Krankengeld wird derjenige Betrag gewährt, den der Arbeitslose nach den §§ 107, 108 als Arbeitslosenunterstützung erhielte, wenn er nicht erkrankt wäre." Das von den Krankenkassen zu gewährende Krankengeld ist also hinsichtlich seiner Höhe beschränkt. Es darf nicht höher sein als der Unterstützungssatz, den der Arbeitslose in derselben Zeit erhalten würde. Das Krankengeld darf aber auch nicht niedriger sein als die Unterstützung. Hieraus ergibt sich die in ihrer Höhe vollkommene Gleichheit von Arbeitslosenunterstützung und Krankengeld. Diese Bestimmung ist aus dem Grunde geschaffen, damit die Arbeitslosen bei einer Krankheit nicht schlechter gestellt werden als durch den Unterstützungsbezug. Ein weiterer Grund liegt darin, daß man den Arbeitslosen durch die Gleichheit beider Bezüge keinen Anreiz zur Krankmeldung geben wollte. Andere Einschränkungen der Kassenleistungen, wie etwa Dauer der Krankengeldgewährung usw. dürfen nicht stattfinden.

Streitigkeiten können daraus entstehen, daß die beiden in Frage kommenden Gesetze nicht genau aufeinander abgepaßt sind. So bestimmt das Arbeitslosenversicherungsgesetz, daß die Arbeitslosenunterstützung nur für Wochentage gewährt wird. Der wöchentliche Unterstützungssatz wird also durch 6 geteilt. Das Krankengeld muß dagegen nach den Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung für jeden Kalendertag (in der Woche sieben Tage) gezahlt werden. Auf Grund dieser entgegenstehenden Bestimmung wird von den Krankenkassen als tägliches Krankengeld ein Sechstel des wöchentlichen Unterstützungssatzes gewährt. Hierdurch können geringe Abweichungen in solchen Fällen eintreten, in denen ein Arbeitsloser in einer Woche sowohl Krankengeld als auch Unterstützung erhält. Diese Abweichungen sind jedoch meist geringfügig.

Neuerdings ist in der Praxis ein neuer Zweifel über die Auslegung des oben wiedergegebenen Paragraphen aufgetaucht. Es ist dies die Frage, ob eine Veränderung des Krankengeldes eintritt, wenn sich während des Krankengeldbezuges der Unterstützungssatz ändert. Diese Fälle sind in der Praxis gar nicht so selten. Angenommen, es erkrankt ein Versicherter und erhält Krankengeld. Erhielte er nun kein Krankengeld, sondern seine Unterstützung weiter, so würde sich dieselbe aus irgendeinem Grunde ändern. Dieser Grund kann darin liegen, daß sich durch Geburt oder Tod eines Kindes die Familienzuschläge ändern, daß der Arbeitslose aus der Arbeitslosenunterstützung in die Krisenfürsorge wechselt usw. All diese Gründe können eine Aenderung des Unterstützungssatzes nach oben oder auch nach unten zur Folge haben. Zum Zeitpunkt dieser Aenderung erhält jedoch der Arbeitslose keine Unterstützung, die sich dadurch verändern würde, sondern Krankengeld. Es fragt sich nun, ob das Krankengeld in derartigen Fällen auch Schwankungen unterworfen ist oder nicht. Es ist auch hier so, daß sich die in Frage kommenden Bestimmungen der beiden Gesetze widersprechen. Nach den Vorschriften der Krankenversicherung bleiben die Barleistungen für denselben Versicherungsfall gleich. Es wird demnach stets dasselbe Krankengeld bis zum Ende der Krankheit gezahlt, das zu Beginn der Zahlung maßgebend war. Hiernach würde also eine Aenderung des Krankengeldes nicht eintreten. Das Gegenteil ergibt nun wieder der § 120 des Arbeitslosenversicherungsgesetzes. Nach ihm ist stets Krankengeld im Betrage der Unterstützung zu zahlen, die der Arbeitslose erhielte, wenn er nicht erkrankt wäre. Hiernach müßte bei einer Unterstützungsänderung auch eine Aenderung des Krankengeldes eintreten. Diese Streitfrage ist unlängst so entschieden worden, daß die Vorschriften des Arbeitslosenversicherungsgesetzes als maßgebend anerkannt worden sind. Die Rechtslage ist demnach so, daß sich auch das Krankengeld ändert, wenn in dem während dieser Zeit ruhenden Bezuge der Unterstützung eine Aenderung eingetreten ist oder eintreten würde.

Al—s.

Von der japanischen Textilindustrie

Löhne und Arbeitsverhältnisse

Seit drei Vierteljahrhunderten ist Japan dem Verkehr der Weißen geöffnet. Daß in dieser Zeit der kleine braune Mann sein möglichstes getan hat, seinen asiatisch-feudalen Agrarstaat in einen modernen Industriestaat umzuwandeln, ist genugsam bekannt. Diese Umwandlung ist jedoch noch lange nicht so weit gediehen, wie man in Europa gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Denn von dem 60-Millionen-Volke sind erst 4,7 Millionen Personen in der Industrie tätig, wovon 2,1 Millionen auf die Fabrikgewerbe entfallen. Die Bedeutung dieser Zahlen wird noch vermindert durch den Umstand, daß sie außergewöhnlich starke Teile weiblicher Arbeitskräfte enthalten. Von den 4,7 Millionen Industriearbeitern sind 1,5 Millionen oder fast ein Drittel Frauen, und bei den Fabrikgewerben im besonderen machen die Frauen gar die Hälfte (1 024 000) aus. Die im Vergleich zur Gesamtbevölkerung zahlenmäßige Geringfügigkeit im Verein mit dem außerordentlich hohen Hundertsatz der weiblichen Arbeitskräfte macht das geringe Gewicht der Arbeiterschaft Japans in Wirtschaft und Gesellschaft begreiflich, und erklärt auch zum Teil die vormärzlichen Zustände, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Obwohl Japans Industrialisierung schon sieben Jahrzehnte im Gange ist, kann von einer Gewerkschaftsbewegung erst seit dem Kriegsende eigentlich die Rede sein. In diesem Jahrzwölft hat sie sich, vom Standpunkt des einstigen asiatischen Feudalstaates beurteilt, überaus prächtig, zuweilen auch heftig entwickelt. Von den 4,7 Millionen Industriearbeitern waren Ende Juni des vorigen Jahres 321 125 oder knapp 7 Proz. organisiert, wovon die Frauen 11 975 stellen. Die organisierte Masse verteilt sich auf 542 Berufs-, Betriebs- oder Ortsgruppen, die nur zum Teil national in Verbänden vereinigt sind.

Die zahlenmäßig stärkste der japanischen Industrien ist die Textilindustrie; sie birgt etwa 52 Proz. der Fabrikarbeiterschaft. Von ihr waren im Juni 1929 (einschließlich der 6141 Frauen) 14 923 Personen organisiert. In allen Fabrikgewerben Japans machen die Frauen mehr als die Hälfte der Arbeiterschaft aus, am zahlreichsten indessen sind sie in der Textilindustrie, wo sie in den wichtigsten Branchen bis zu 80 Proz. ausmachen, und davon ist die große Mehrzahl ganz junge Mädchen. Damit sind wir zu einer Seltsamkeit gekommen, wie sie in keinem der westlichen Industrieländer anzutreffen ist.

Die japanische Textilarbeiterin erfreut sich nicht der Freiheiten ihrer europäischen Berufskolleginnen. Sie kommt, auf Jahre vertraglich gebunden, in die Fabrik. Die Eltern, in bitterstem Elende lebende Bauern, lassen sich nur zu leicht von einem der Agenten, die ständig das flache Land nach „Händen" suchend durchstreifen, beschwätzen, ihre Töchter für ein gewisses Handgeld auf (drei) Jahre zu vermieten, und die Mädchen, von der noch immer mächtig wirkenden feudalen Sitte beherrscht, folgen ohne Widerstreben der Anordnung der Alten. So vertauschen denn die blutjungen, unerfahrenen Dinger ihre ländliche Einsamkeit mit der ratternden Textilfiele. Fern von der Heimat und Verwandtschaft, ohne Freunde, vermöchten sie sich gegen etwaige Unbill oder Uebervorteilung nicht zu wehren, selbst wenn sie, die Frauen, nicht in unbedingtem Gehorsam gegen männliche Vorgesetzte erzogen wären. Sie werden in der Fabrik untergebracht, können diese nie oder doch nur unter Aufsicht verlassen; über ihren Lohn können sie nicht verfügen; denn von dem macht sich zunächst der Fabrikant für Kost und Logis und für das den Eltern gegebene Handgeld bezahlt, den Rest spart er für das Mädchen. Braucht es einmal Geld für einen Kimono oder für Süßigkeiten, um die schale Reiskost erträglicher zu machen, so bedarf es der Erlaubnis der Aufseherin.

Im Jahre 1925 war für die Gesamtheit der japanischen Fabrikarbeiterschaft der große Durchschnitt des Tagelohnes 1,94 Jen (1 Jen = 2 Mk.) für die Männer und 0,96 Jen für die Frauen. Für die Textilindustrie waren die Lohnzahlen 1,41 und 0,92 Jen. Seitdem hat sich der Lohn etwas erhöht. Eine Textilarbeiterin kann jetzt, nachdem sie ihre halbjährige Lehrzeit beendet hat, auf 30 Jen oder 60 Mk. im Monat kommen, bei einer zehnstündigen Arbeitszeit. Von ihrem Monatslohn bekommt die Arbeiterin, wenn es hoch kommt, 5 Jen Taschengeld; 4,50 Jen werden für die Kost, 2 Jen als Abzugsrate von dem den Eltern gezahlten Vorschuß, 0,60 Jen für Krankenversicherung abgezogen, und 12 Jen etwa werden den Eltern des Mädchens geschickt. Der Rest wird ihm gespart von der Firma. Mit Erlaubnis der Aufseherin kann sich das Mädchen noch etwas für sein Geld im Fabrikladen kaufen.

Die tägliche Arbeitszeit betrug vor dem Kriege in der Regel 12 Stunden. Bei meinen Gängen durch die großen Textilfabriken in Tokio und Osaka fand ich, daß die Schlafsäle wechselweise benutzt wurden; während die eine Schicht auf den Matten schlief, schaffte die andere. Inzwischen ist die Arbeitszeit auf 10 Stunden, und seit dem letzten Juli, wo das Gesetz für Einschränkung der Nachtarbeit gilt, auf 8½ Stunden (wenn auch nicht überall) heruntergegangen. Andererseits ist die Fron wie allerwärts anstrengender geworden. Wenn man mit den Fabrikleitern über die geringe Bezahlung spricht, weisen sie eindringlich auf ihre Wohlfahrtseinrichtung hin, die zu dem Lohn gerechnet werden müsse. Zum ersten sei schon die Kost mit 4,50 Jen für den ganzen Monat sehr gering berechnet, die das doppelte koste, außerdem würden monatlich an die 8 Jen für Gesundheitspflege gezahlt und (in den großen Fabriken) Nähkurse, Kinovorstellungen, Blumenschmuck und Vorlesungen über „Ethik" und ähnliches mehr gewährt, Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiterinnen, die viel Geld kosteten. Diese „Wohlfahrt" wird indessen nur zu dem Zwecke geübt, um die Mädchen von dem Davonlaufen abzuhalten.

Der japanischen Textilarbeiterin steht nicht wie ihrer europäischen Schwester eine Gewerkschaft zur Seite. Zwar bestehen in der gesamten Textilindustrie 21 Ortsgruppen, deren geringe Mitgliederzahlen (insgesamt 14 923) aber lassen schon die Geringfügigkeit ihres Wirkens erkennen. Zwar haben die männlichen Textilarbeiter mehrfach gestreikt. Wo dies der Fall war, sind die Mädchen nicht aus den Schlafsälen gelassen worden, so daß sie außer Verbindung mit der Außenwelt blieben. Wenn die Mädchen Neigung zur Gewerkschaft sehen lassen, werden nötigenfalls die Eltern ersucht, die Mädchen zur Räson zu bringen. Das wird denn auch prompt gemacht, weil die blutarmen Bauern die 10 oder 12 Jen, die der Fabrikant allmonatlich von dem Lohne des Mädchens schickt, einfach nicht entbehren können. Und wie könnten die Mädchen sich einem Streik anschließen, wo sie ihr in der Fabriksparkasse aufgespartes Geld nicht abheben können und sie infolgedessen außerhalb der Fabrik ganz hilfslos wären? Ganz abgesehen von der Polizei, die dem Unternehmer stets zu Diensten ist. Sie findet immer Gründe genug zum Einschreiten. Sind nicht die Mädchen von ihren Eltern vertraglich verpflichtet worden, den Vorschuß abzuverdienen? Ein Mädchen aber, das davonläuft, das nicht schafft, bricht den Vertrag! Dagegen schreitet die Polizei tatkräftig ein, von anderen Gründen oder Vorwänden ganz zu schweigen.

So bleiben denn die Textilarbeiterinnen dem Unternehmer auf Gnade und Barmherzigkeit überantwortet. Gewiß gibt es auch Fabrikinspektoren. Aber was wollen die paar Dutzend Beamten besagen für die Tausende von Textilbetrieben? Nun freilich wird auch dieser üble Zustand nicht mehr lange bestehen. Eine steigende Anzahl von Textilmädchen kehrt nicht mehr in die enge, kahle Klause des Dorfes zurück, sondern bleibt nach Ablauf der Kontraktzeit in der Stadt, findet hier, dank der Ersparnisse, nicht allzu schwer einen Ehemann, wird dadurch unabhängiger, selbständiger, und geht als verheiratete Frau weiter in die Fabrik und schließt sich schließlich auch eher einer Gewerkschaft an. Dies ist zwar noch selten der Fall, wie die geringe Zahl (6141) der organisierten Textilarbeiterinnen bezeugt. Immerhin, der Anfang ist gemacht, die Fortsetzung kann nicht ewig auf sich warten lassen, wenn man auch angesichts der noch sehr starken feudalen Seelen- und Geistesverfassung sich mit Geduld wappnen muß. Die Fortsetzung der Organisierung der japanischen Textilarbeiterschaft beiderlei Geschlechts ist ebenso sehr um derentwillen, wie um der europäischen Textilarbeiter willen dringend zu wünschen. Die überaus mißliche Lage jener, wie die große Arbeitslosigkeit bei diesen, bestätigen das zur Genüge.

F. K.

Politische Wochenschau

Durcheinander auf der Rechten — Das Ziel: Gegen die Arbeiterklasse! — Verbot des Waffentragens — Das Unglück in Koblenz — Diktator Stalin

Während die Sozialdemokratische Partei in vorbildlicher Geschlossenheit in den Wahlkampf eingetreten ist, herrscht auf der Rechten noch das größte Durcheinander. Zwar wird dort von allen Seiten zur Sammlung aufgerufen, aber vorläufig gibt es noch rund ein Dutzend Rechtsgruppen, die erbittert miteinander kämpfen. Abgesehen von den Nationalsozialisten, die das Haupterbe der Deutschnationalen anzutreten hoffen, bemüht sich der deutschnationale Rest unter Hugenberg in Konkurrenz mit Hitler mit der Parole „gegen den Marxismus" Geschäfte zu machen. Man stößt weiter auf die Volkskonservative Vereinigung unter Treviranus, die Konservativen unter dem Grafen Westarp, die Christlich-Sozialen und die Christlich-Nationalen, alles Trümmer aus der einst so großen Deutschnationalen Partei. Dazu kommt die Volksnationale Partei des Jungdeutschen Ordens und die Wirtschaftspartei. Es ist damit zu rechnen, daß sich noch andere „nationale" oder konservative Gruppen selbständig machen werden. Inzwischen werden verschiedene Parolen zur Einigung des Bürgertums ausgegeben. Graf Westarp hat mit dem Minister Treviranus bereits eine Konservative Volkspartei gegründet. Der agrarische Landbund will von den Deutschnationalen nichts mehr wissen, er gibt die Losung aus, für die Landvolkpartei zu stimmen. Die Deutsche Volkspartei hat durch ihren Führer Dr. Scholz die Aufforderung an die bürgerlichen Parteien gerichtet, sich zur Wahl zusammenzuschließen, bisher bekam er aber nur Absagen. Jetzt erwartet man von dem Reichskanzler Dr. Brüning, daß er unter der Protektion Hindenburgs gleichfalls zur Sammlung aller staatserhaltenden Elemente aufrufen wird. Die Arbeiterschaft kann den kommenden Entwicklungen im bürgerlichen Lager mit Ruhe entgegensehen, allerdings unter der einen Voraussetzung, daß sie alle Versuche, auch auf ihrer Seite Zersplitterung zu erzeugen, mit Entschiedenheit zurückweist. Die Partei des Proletariats ist die Sozialdemokratie.

* * *

Trotz dieser Uneinigkeit im bürgerlichen Lager herrscht doch dort Einigkeit darüber, daß das Ziel des Wahlkampfes sein müsse, den Einfluß der Arbeiterklasse auf das öffentliche Leben zurückzudrängen und die Vorrechte der besitzenden Klassen zu erweitern. Das haben die „Volkskonservativen Stimmen" des Ministers Treviranus offen zugegeben. Sie erklären, daß es darauf ankomme, dem Nimbus, der der Sozialdemokratie heute noch für einen großen Teil der Wählerschaft anhaftet, einen entscheidenden Stoß zu geben und die deutsche Staatspolitik auf eine neue Basis zu stellen. „Nicht nur das Reich, sondern mit der Zeit auch Preußen wäre dann für die Sozialdemokratie verlorengegangen, und sie wäre in die Rolle einer Oppositionspartei zurückgedrängt worden, die sie vor dem Kriege war." Die anderen bürgerlichen Parteien hegen den gleichen Wunsch, wenn sie ihn auch nicht so deutlich aussprechen. Schon immer hat es sich gezeigt, daß die besitzenden Klassen nur widerwillig das Proletariat und seine politische Vertretung an der Verwaltung des Staats teilnehmen lassen. In jeder Regierung muß die Sozialdemokratie die härtesten Kämpfe mit den Vertretern der bürgerlichen Parteien um die Durchsetzung der Arbeiterforderungen führen. Am liebsten würde das Bürgertum es sehen, wenn die Sozialdemokratie sich gleich den Kommunisten von jedem Einfluß auf das öffentliche Leben ausschalten und den bürgerlichen Parteien das Feld der Gesetzgebung und Verwaltung ganz allein überlassen würde.

* * *

Die preußische Regierung will eine Notverordnung erlassen, wonach das Tragen von Hieb- und Stichwaffen nur besonders dafür berechtigten Personen gestattet, in politischen Versammlungen aber überhaupt verboten werden soll. Wie berechtigt dieses Verbot ist, zeigt sich darin, daß es schon bei Beginn des Wahlkampfes zu Zusammenstößen und Schießereien gekommen ist. In einem Berliner Vorort gerieten Nationalsozialisten und Kommunisten beim Ankleben von Plakaten aneinander; es entstand eine Schießerei, drei Personen wurden verletzt. Im Berliner Norden wurde ein nationalsozialistischer Arbeiter von mehreren Kommunisten überfallen und schwer verwundet. In Stettin sollte an einem Nationalsozialisten, der kürzlich von den Kommunisten zu den Hakenkreuzlern übergetreten ist, Rache genommen werden. Es entstand ein Feuergefecht, dem die Polizei ein Ende machte, bevor noch Unglück geschehen war. In Halle wurde der Gauführer des Reichsbanners von Nationalsozialisten überfallen. In einer nationalsozialistischen Versammlung in Kiel entstand zwischen den Besuchern eine Schlägerei; die Folgen waren einige Verletzte. So geht das alle Tage, und es wird höchste Zeit, daß gegen diese Verwilderung des politischen Lebens mehr als bisher geschieht, bevor noch im weiteren Verlauf des Wahlkampfes größeres Unheil angerichtet wird.

* * *

Die Feiern aus Anlaß der Befreiung des Rheinlandes von fremder Besatzung haben ein jähes Ende genommen. In Koblenz brach eine Brücke in sich zusammen, die darauf befindlichen Personen fielen in das Wasser der Mosel; man zählte rund 40 Todesopfer. Hindenburg hat infolgedessen seine Rheinlandreise abgebrochen, er hielt nur eine kurze Trauerrede und ist dann wieder nach Berlin zurückgekehrt. Die Schuld an dem Unglück trägt offenbar eine der städtischen Behörden. Es mußte ihnen bekannt sein, daß die Brücke dem zu erwartenden Ansturm bei der Feier nicht standhalten würde, es war aber keine Absperrung vorgenommen und auch nicht für genügenden Schutz gesorgt worden. Nachträglich sind die üblichen Ansprachen gehalten worden, man hat die Opfer der Katastrophe lebhaft bedauert und den Hinterbliebenen sind Unterstützungen in Aussicht gestellt worden. Es wäre in diesem Falle wie in so manchen anderen Fällen gleicher Art besser gewesen, wenn man vorher Sorge dafür getragen hätte, daß sich das Unglück nicht ereignen konnte. In Neurode haben 150 Bergarbeiter, in Koblenz 40 Festteilnehmer ihr Leben lassen müssen; wahrscheinlich wären diese Menschenopfer nicht zu beklagen gewesen, wenn man, wie es im Sprichwort heißt, den Brunnen schon vor dem Unglück zugedeckt hätte.

* * *

Mehrere Wochen lang hat der Parteitag der Russischen Kommunistischen Partei Verhandlungen geführt. Das Ergebnis ist, daß es keine offizielle Opposition mehr gibt und Stalin als unumschränkter Diktator in Rußland herrschen kann. Die „Generallinie" von Stalin ist vom Parteitag gebilligt worden, der Generalstaatsanwalt der Sowjetregierung hat erklärt, daß alle Parteitagsbeschlüsse als Staatsgesetze zu gelten hätten. Die „Generallinie" Stalins besteht darin, daß die Industrialisierung Rußlands und die Kollektivisierung der russischen Landwirtschaft mit der größten Schnelligkeit durchgeführt werden soll. Die Bolschewisten glauben auf diese Weise den Sozialismus in ihrem Lande durchführen zu können. Wie dieses Experiment ausgehen wird, läßt sich noch nicht übersehen, vorläufig weiß man nur, daß in Rußland der stärkste Mangel an Lebensmitteln und Industrieerzeugnissen herrscht, daß die Wohnungsnot fast unerträglich ist und daß überhaupt die arbeitende Bevölkerung des Landes unter Zuständen leben muß, wie sie in westeuropäischen Ländern undenkbar wären. Selbst wenn die „Generallinie" durchgeführt werden sollte, so wird man in Rußland nicht zum Sozialismus kommen, sondern zu einer Art Staatskommunismus, der dauernd mit diktatorischen Zwangsmaßregeln zusammengehalten werden muß und wahrscheinlich auch die Lebenshaltung der breiten Massen stets auf einer tiefen Stufe halten wird. Die nichtkommunistischen Arbeiter haben allerdings von wirklichem Sozialismus eine ganz andere Vorstellung.

Berichte aus Fachkreisen

Chemnitz

Am Mittwoch, dem 16. Juli 1930, fand im „Volkshaus“ eine gutbesuchte Generalversammlung des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes, Ortsgruppe Chemnitz, statt. Zu Punkt 1 der Tagesordnung gab Kollege Mehner den Kassenbericht vom 2. Quartal 1930. Auf Antrag der Revisoren wurde dem Kassierer einstimmig Entlastung erteilt.

Unter Punkt 2 berichtete die Kollegin Liesbeth Seifert in ausführlicher Weise über die Verhandlungen der Verbandsgeneralversammlung in Stuttgart. Sie schilderte eingehend den Verlauf der Versammlung und gab im einzelnen die dort gefaßten Beschlüsse bekannt. Insbesondere hob sie den Beschluß der Generalversammlung betreffs Einführung der Invalidenunterstützung ab 1. Oktober 1930 hervor. Dieser Beschluß bedeute zweifelsohne einen Fortschritt für unsere Organisation. Ein besonderer Antrag sei von der Generalversammlung angenommen worden, der besage: Mitgliedern, die am 1. Januar 1930 mindestens 520 Beiträge nachweisen konnten und schon längere Zeit invalid sind, ihre Mitgliedschaft unter Berufung auf § 6, Ziff. 3 des Verbandsstatutes aufrechterhalten haben, kann der Vorstand Invalidenunterstützung gewähren. Diese Mitglieder müssen jedoch ab 1. Oktober 1930 bis 1. Januar 1932 einen Sonderzuschlag von 10 Pf. wöchentlich bezahlen.

Eine allgemeine Beitragserhöhung sei nicht beschlossen worden. Die Invalidenunterstützung soll sich selbst tragen und wird zu diesem Zwecke ab 1. Oktober 1930 ein Sonderbeitrag von 10 Pf. von jedem Mitglied pro Woche erhoben.

Der Verbandstag, ebenso das vom Hauptvorstand veranlaßte Reichs-Jugendtreffen habe einen günstigen Verlauf genommen. Der Bericht wurde mit Beifall aufgenommen.

Zu Punkt 3 gab Kollege Florschütz bekannt, daß die ordentliche Gaukonferenz am 16. und 17. August d. J. in Dresden stattfindet.

Im Auftrage der Ortsverwaltung unterbreitete er der Generalversammlung folgenden Antrag über die Ausbildung der Lehrlinge in der Textilindustrie:

Antrag:

Die Gauleitung wird beauftragt, der Berufsausbildung mehr Beachtung zu schenken und durch Schaffung von Muster-Lehrverträgen in den einzelnen Tarifgemeinschaften auf den Gang der Ausbildung, wie auf die Gestaltung des Lehrverhältnisses, namentlich auch auf die Entschädigung und Arbeitszeitverhältnisse, einzuwirken.

Die wichtigsten Bestimmungen der Lehrverträge sind in die einzelnen Tarifverträge aufzunehmen.

Ortsgruppe Chemnitz des
Deutschen Textilarbeiter-Verbandes.

Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Im Anschluß daran gab Kollege Florschütz bekannt, daß die Ortsgruppe Chemnitz zur Gaukonferenz acht Delegierte zu entsenden habe. Bei der darauffolgenden Wahl wurden gewählt die Kollegen: Hermann Florschütz, Geschäftsführer; Arthur Hübner, Geschäftsführer; Paul Florschütz, Hauskassierer; Alfred Büttner, Spinner; Max Müller, Wirker; Kollegin Gertrud Richter, Näherin; Lina Märkl, Repassiererin; Frieda Haberkorn, Vermittlerin.

Kollege Hübner berichtete noch über eine Entscheidung des Spruchsenats beim Reichs-Arbeitsamt über Kurzarbeiterunterstützung und bat die Kollegen, in allen strittigen Fällen zunächst bei der Verwaltung anzufragen.

Reutlingen

Die Ortsgruppe Reutlingen kann auf eine schön verlaufene Halbjahresversammlung, die am 13. Juli im „Gewerkschaftshaus“ stattfand, zurückblicken.

Kollege Hacker gab als Kassierer einen Bericht über die Abrechnungen vom 1. und 2. Quartal 1930 und bemerkte, daß die Einführung des Lokalzuschlages von 20 Pf. mit Beginn des 2. Quartals glatt von statten ging, was im Hinblick des allgemeinen schlechten Geschäftsganges ein gutes Zeichen sei.

Eine Diskussion wurde nicht gewünscht, dagegen ist auf Antrag der Revisoren dem Kassierer einstimmig Entlastung erteilt worden.

Der Kollege Kazmaier, Betriebsratsvorsitzender und Mitglied des Verbandsbeirats, erstattete einen gut ausgearbeiteten Bericht über den Verlauf des 17. Verbandstages und des Reichsjugendtreffens in Stuttgart.

Geschäftsführer Sigmund machte ergänzende Ausführungen und hob den tadellosen, in der Wirkung Erfolg versprechenden Verlauf des Verbandstages hervor, führte den Anwesenden die reichhaltige Arbeit des gesamten Hauptvorstandes in den letzten drei Jahren vor Augen, streifte den inhaltsreichen Vortrag von Dr. Nölting über das Bevölkerungsproblem im Kapitalismus und hob den Beschluß auf Einführung der Invalidenunterstützung im Verband als eine besonders wertzuschätzende Großtat hervor.

Aus dem behandelten Rationalisierungsproblem wurden die praktischen Nutzanwendungen für die Gegenwartsarbeit gezogen.

Uebergehend zum Reichsjugendtreffen waren die Ausführungen beider Berichterstatter voll des Lobes und der besten Erwartungen für die Zukunft.

Eine nicht alltägliche Freude machte unsere Jugendgruppe der Ortsverwaltung, sowie der gesamten Reutlinger Mitgliedschaft, mit der Errungenschaft des Gaujugendwimpels auf drei Jahre.

Die Jugendgruppe Reutlingen hat es sich nicht nehmen lassen, auf die Halbjahresversammlung dem Gaujugendwimpel eine Schleife anzuheften mit der Aufschrift: „Reutlingen 1930/33, durch Kampf zum Sieg“.

Im Anschluß an die Berichterstattung fand die Wimpelweihe statt. Vorsitzender Sigmund sprach Worte der Anerkennung und des Ansporns an die Jugendgruppe, dankte den Kollegen G. Schlichenmaier und Vinzens Maier für ihre Mitwirkung beim Aufbau der Gruppe, und betonte, es müsse in den nächsten drei Jahren so viel praktische Gewerkschaftsarbeit geleistet werden, daß der Gauwimpel mit der Reichsjugendfahne eingetauscht werden könne.

Der Jugendleiter Kollege Fuchs trug zur Wimpelweihe ein Gedicht vor, aus dem wir unter anderem festhalten:

Die Treue wollen wir ihm halten,
Gleich dem Gelöbnis, das auch wir getan,
Es sollen fliegen vor den Reihen der Alten,
Und künden von der Jugend Zukunftsplan!

Alsdann behandelte Geschäftsführer Sigmund das Thema: „Die sozialpolitische Situation im Reich und das Ergebnis unserer Tarifverhandlungen für Württemberg.“ Mit seinen Schlußfolgerungen über die Taktik des in der Gegenwart zu führenden Abwehrkampfes erreichte er den Beifall der anwesenden Funktionäre.

Auch in der Diskussion wurde bestätigt, daß die Lohnkommission die gegenwärtige Situation in Tariffragen richtig beurteilt.

Gaukonferenz Gera

Die ordentliche Gaukonferenz für den Gau Gera findet am Sonnabend, dem 4. Oktober, und Sonntag, dem 5. Oktober, in der Ostvorstädtischen Turnhalle in Greiz statt. Beginn: vormittags 10 Uhr.

Es haben Delegierte zu wählen:

Gera	7
Greiz	6
Pößneck	3
Berga, Gößnitz, Langenberg, Neustadt, Ronneburg, Triebes und Zeulenroda	je 2
Alle übrigen Ortsgruppen	je 1

Tagesordnung: Bericht der Gauleitung. Bericht der Arbeiterinnengruppen. Vortrag über Aufgaben der Jugendgruppen. Wahlen: Sitz der Gauleitung; Jugendgruppenleiter; Arbeiterinnen-Gauausschuß; zu Kongressen. Tarifangelegenheiten. Anträge.

Mit kollegialem Gruß!

Der Gauvorstand des Gaues Gera.

A. Bretschneider, Vorsitzender.

NB. Termine für Meldungen der Adressen der Delegierten und für Besorgung für Uebernachtung usw. geht den Ortsverwaltungen durch Zirkulare noch zu.

Bekanntmachungen des Vorstandes

Sonntag, 3. August, ist der Beitrag für die 31. Woche fällig

Verlorenes Mitgliedsbuch

Das Mitgliedsbuch Nr. 18782, auf den Namen Erich Irmscher lautend, geboren am 13. Dezember 1907 in Crimmitschau, eingetreten am 31. August 1925 in Crimmitschau, ist in der Herberge in Trient (Italien) abhanden gekommen. Sollte dasselbe irgendwo vorgelegt werden, so bitten wir um Einziehung und Einsendung desselben an die Geschäftsstelle Crimmitschau in Sachsen, Friedrich-August-Str. 1.

Der Hauptvorstand. Karl Schrader.

Adressenänderungen

Gau Augsburg. Bamberg: K.: Hermann Birkenhake, Bamberg, Kleberstraße 33a.

Gau Barmen. Wipperfürth: V. Hermann Gardeweg, Flurstr. 1. K. Hermann Müller, Gartenstr. 11.

Wuppertal-Barmen: Telephon 55 361.

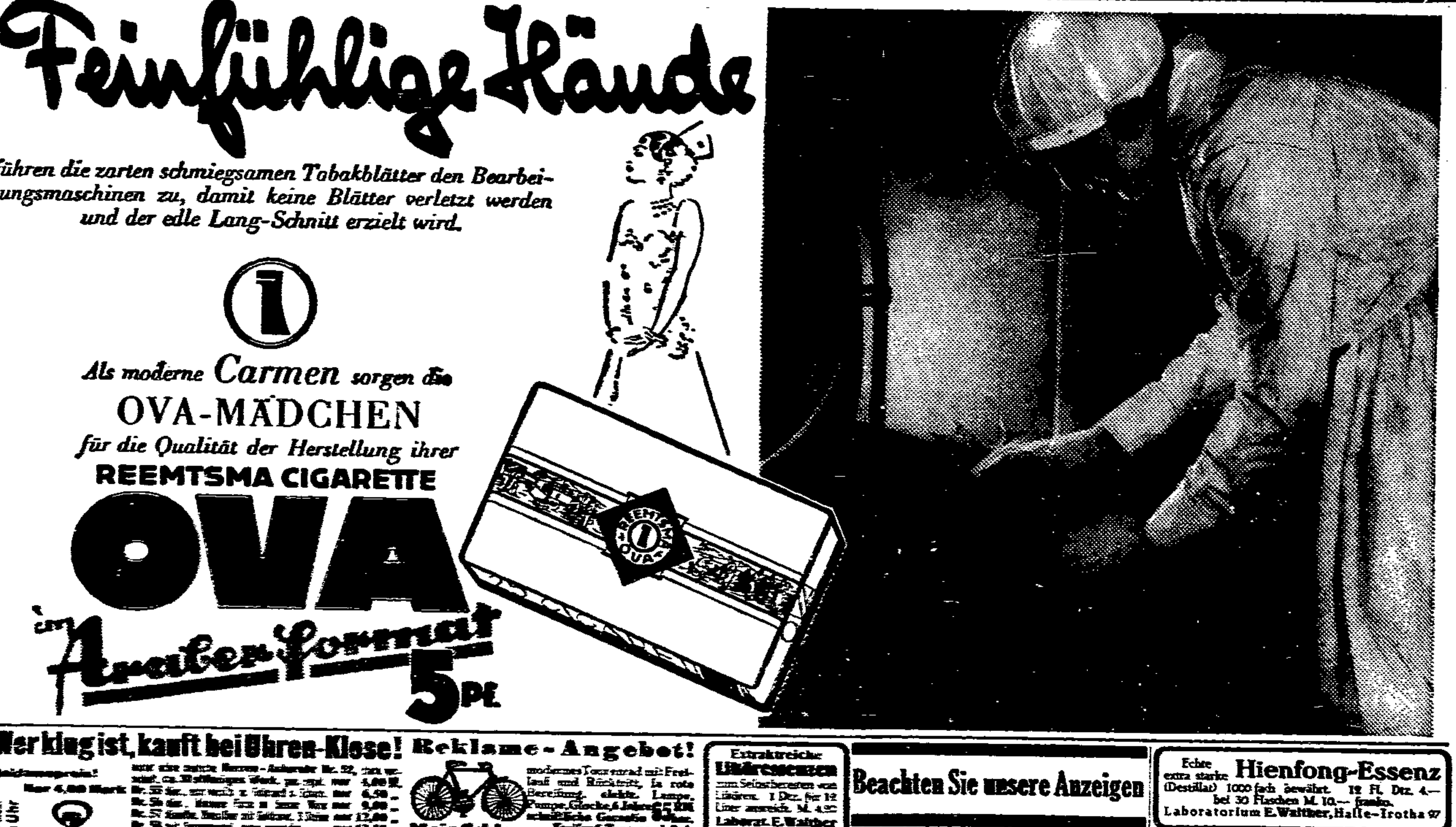
Gau Dresden: Geringswalde: V. Albert Reinsch, Hilmsdorf b. Geringswalde, Nr. 76. K. Hedwig Hälsig, Hilmsdorf b. Geringswalde, Nr. 36, II. Briefe sind an den Vorsitzenden, Zeitungen und die Kasse betreffende Sendungen an die Kasse zu senden.

Gau Dresden: Geithain: V.: August Schmiedel, Bahnhofstr. 14. — K.: Karl Hahn, Altenburger Straße 48 I.

Gau Gera: Münchenbernsdorf ist zu streichen, da mit Gera verschmolzen.

Gau Kassel. Hoheneiche: K.: Georg Philippent, Hoheneiche, Kreis Eschwege.

Verlag: Karl Schrader in Berlin, Memeler Str. 8/9. — Verantwortl. Redakteur: Hugo Dressel in Berlin. — Für die Anzeigen verantwortlich: Paul Lange, Berlin SW 11. — Druck: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer in Berlin.



Wer klug ist, kauft bei Uhren-Klose!

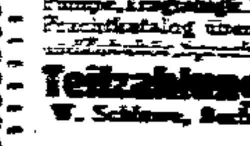
Nur 4,00 Mark

Garantie für jede Uhr

Unsere Leser

Uhren-Klose, Berlin 25 (58), Zossener Str. 8.

Reklame-Angebot!



Mein Schlager

Teilzahlung

Extraktreiche Likörressenzen zum Selbstbereiten von Likören. Laborat. E. Walther, Halle-Trotha 97

Beachten Sie unsere Anzeigen

Echte extra starke Hienfong-Essenz (Destillat) 1000fach bewährt. 12 Fl. Dtz. 4.— bei 30 Flaschen M. 10.— franko. Laboratorium E. Walther, Halle-Trotha 97

Werbt für eure Organisation!

Hygien. Artikel. Preisl. gratis. „Medicus“ Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 8.

2 Ratschläge

für die Schönheitspflege auf der Reise

1. Zur natürlichen Bräunung der Haut reibe man vor und nach der Besonnung die Haut, insbesondere Gesicht und Hände mit Creme Leodor gründlich ein; man erzielt dann ohne schmerzhafte Rötung eine gesunde, sonnengebräunte Hautfärbung — Creme Leodor, Tube 60 Pf. und 1 Mark, Leodor-Edel-Seife 50 Pf. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu haben.

2. Zur Erlangung schöner weißer Zähne putze man früh und abends die Zähne mit der herrlich erfrischenden Zahnpaste Chlorodont, die auch an den Seitenflächen mit Hilfe der Chlorodont-Zahnbürste einen elfenbeinartigen Glanz erzeugt — Chlorodont-Zahnpaste, Tube 60 Pf. und 1 Mk., Chlorodont-Zahnbürste 1 Mk., Chlorodont-Mundwasser 1 Mk.

Beilage zum Textil-Arbeiter

Nr. 31 — Berlin, den 1. August 1930 — Seite 245

An die Arbeiter!

Was schafft dir deinen Schmerz, Prolet? —
Daß du dich ganz mit Leib und Leben,
dem Werk, der Arbeit hingegeben,
die du mit deiner Seele nährst —
— und daß nichts von dir darin aufersteht!
Das schafft dir deinen Schmerz, Prolet!

Daß Brücke, Schiene, Haus und Tuch
dein Blut trank und der Seele Schmerzen,
das prangt im Licht von tausend Kerzen! —
— Und daß man stolz daran vorübergeht:
Das ist dein und der Menschheit Fluch, Prolet!

Und daß die Herrscher unserer Welt
nach Macht und Gold aus unserem Schaffen haschen,
kristallisiert aus unserem Blut;
wir wissen, Haus und Brot sind gut,
doch hat der Lohn, das blanke Geld
noch nicht den Fluch davon gewaschen.

So reck dich auf! Sei stark und groß, Prolet!
Und schau: in Brücken, Häusern und Maschinen
da kreist dein Blut, der Welt zu dienen.

Du hältst in deinen harten Händen
das Weltgeschenk: dich selbst, zu spenden.
— Wenn einst die Welt dich und dein Tun versteht,
bist du erlöst.

Es kommt dein Tag, Prolet!

Aus „Stern und Amboß". Gedichte und Gesänge von Heinrich Lersch. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61

Mein Arbeitstag — mein Wochenende

Hundertfünfzig Einzelschicksale

Ein Buch, einzig in seiner Art; lesenswert für die Psychologen, den Philosophen, den Soziologen und den Sozialpolitiker und nicht zuletzt für den Arbeiter ist das von dem rührigen Arbeiterinnensekretariat des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes herausgebrachte Buch „Mein Arbeitstag, mein Wochenend". Es gibt wohl eine Anzahl Bücher, die über Arbeiterschicksale berichten, aber es gibt kein Buch, wo über Arbeit und Freizeit in solch ausführlicher und lebenswahrer Weise berichtet wird, als in dem vorliegenden Buch

„Mein Arbeitstag — mein Wochenend."

Es ist eine unerschöpfliche Fundgrube.

Es sind 150 Briefe oder Berichte von Textilarbeiterinnen, die auf ein Preisausschreiben hin ihren Arbeitstag und ihr Wochenend schildern. Das Buch wird gerade dadurch besonders wertvoll, daß 150 Arbeiterinnen ihre Gedanken über ihr eigenes Schicksal niederlegten. Das Buch gibt einen Querschnitt über die Lebensverhältnisse der Textilarbeiterinnen im allgemeinen. In kurzen knappen Sätzen werden 150 Einzelschicksale mit all ihren seelischen Empfindungen, Unannehmlichkeiten in der Arbeit, körperlichen Anstrengungen, Qualen, die sie ausstehen müssen, Freud und Leid, lebenswahr ohne Prüderie wiedergegeben. Die Sorgen und Mühen des Werktags, wie die kurze Freude, die der Sonntag bringt, werden eingehend geschildert. Das Buch zeigt, wie so nahe beieinander Freud und Leid, Liebe und Leben wohnen und wie der Mensch durch die Verhältnisse zum Kämpfer geformt wird. Daneben legen die Briefe lebendiges Zeugnis dafür ab, daß in den unteren Schichten des Volkes starke geistige Kräfte schlummern, die, wenn sie lebendig gemacht würden, der Gesellschaft viel zu geben versprechen, die leider — eine Arbeiterin klagt: . . . „der Geist ist das Stiefkind, er geht leer aus" — durch die Tagesfron zertreten, vernichtet werden. Es zeigt sich auch hier zum soundsovielten Male wieder, daß tief unten auf dem Meeresgrund die edelsten Perlen liegen. Die Briefe sind aber auch ein Dolmetsch für das ernste geistige Vorwärtsstreben einer Arbeiterschicht ganz tief von unten auf. Sie zeigen, woran die Gesellschaft krankt und wie mit wenig gutem Willen und Entgegenkommen man aus den nach Licht, Luft und Freiheit Dürstenden arbeitsfreudige und lebensfrohe Menschen formen könnte.

Es ist ganz natürlich, daß immer und immer wieder die Kampffreudigkeit gegen alle Unbill des Lebens zum Durchbruch kommt. Daneben aber auch wird der Freude, die in dem kurzen Wochenende auch den armen und gehetzten Textilarbeiterinnen zuteil wird, in lebendigen Worten Ausdruck verliehen. So gibt eine Textilarbeiterin in kurzen Worten ihrer Freude Ausdruck: „Gott sei Dank, heute ist nur ein halber Tag, ja, ein halber Tag, alles in uns jubelt. Nur ein paar Stunden in Staub und Dunst, dann geht es fort aus dem alltäglichen Fabrikleben, fort, hinein in das lachende Leben." Eine andere: „Ein solches Wochenende gibt mir die Kraft, die Unbill des Alltagslebens leichter zu ertragen, und es beseelt mich gleichzeitig mit dem Willen, mitzuhelfen in dem großen Befreiungskampf der arbeitenden Massen aus dem Joch ihrer Unterdrücker, bis einmal die Zeit kommt, wo es jedem arbeitenden Menschen vergönnt ist, des öfteren so köstliche Stunden zu verleben." Eine 19jährige Textilarbeiterin dichtet u. a.:

„Wir wandern hinaus, ein glitzernder Quell
ladet zum Bade, wir sind gleich zur Stell'
und springen hinein ins kühlende Naß,
spritzen und fangen uns — köstlicher Spaß —,
ruhen am schattigen Waldessaum."

Eine andere frohlockt: „Wie schön ist doch die Natur, wenn man innerlich so ganz ruhig und froh." Eine andere: „Am Feierabend ist mir gerade, als ob die Käfigtür geöffnet wird, wie ein Vogel, dem der Weg zur Freiheit offensteht." Wiederum eine andere ledige Arbeiterin (Wassersportlerin): „Das wiegende Hüpfen, das sanfte Gleiten des Bootes, das Glucksen und Gurgeln des Bugwassers, das Träumen und Ruhen im Reich der Seerosen, das humordurchwürzte Abkochen, das kühlende Bad, die Nacht unterm Zeltdach, das Erwachen des Lebendigen, der Sieg der Gewandtheit und Kraft über pfeifenden Sturm und Wellen, das muß man gekostet haben, um zu wissen, was wahre Lebenslust ist. Goethe sagt nicht umsonst: „Trinkt ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Ueberfluß der Welt." Eine verheiratete Frau spricht von ihrem Wochenend: „Es sieht aus, als ob die Welt nur Frieden atme . . ."

Hinzu kommen die Klagen der verheirateten und die mit Kindern bedachten Frauen, denen auch das Wochenende keine Erholung bringt. Eine ältere verheiratete Arbeiterin klagt: „Der Sonntag verläuft darum auch wie ein Wochentag, nur daß man zu Hause ist." Eine andere verheiratete Frau schreibt: „Am Sonntag früh ist die Hausarbeit zu verrichten und mittags Wäsche instandzusetzen und Strümpfe zu stopfen, so geht das Jagen und Hasten fort von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, und ein Verdienst ist doch so nötig, weil es sonst nicht zum Leben reicht." Eine andere erzählt: „Alle acht Wochen fällt das Wochenende leider zweimal aus, da geht es im Alltagstempo weiter, weil es große Wäsche gibt und am nächsten Wochenende wird ausgebessert. Eine andere: „Die Sonne lacht, ich möchte gern einen Spaziergang machen." Eine 59 Jahre alte Weberin schreibt recht ungelenkig:

„Wenn früh um vier der Wecker klingt,
Für mich der Arbeitstag beginnt,
Web' vierzig Jahre ohne Rast
Ein Tuch aus Woll' und Seide.
Und webe weiter noch mit Hast
Für Sarg und Totenkleide. —
Sonnabend spät — müd' sind die Hände —
Jahraus, jahrein mein Wochenende."

Aber auch über den Arbeitstag werden die verschiedensten Stimmungen laut. Es ist ganz natürlich, daß die Last der Arbeit die ältere, die verheiratete Frau mehr drückt als wie die jüngere unverheiratete. Aber überall kommt zum Durchbruch: Hinaus aus dem stinkigen Betrieb!

Eine 23jährige dichtet:

„Die Uhr rückt vor,
es naht die Zeit zur Arbeit!
Noch schlaf ich fest
in meinem Bett
und träume von der Heimat.
Da ruft's auch schon,
ich werd' geweckt,
ist's höchste Zeit zur Arbeit.
Halb schlafend noch erheb' ich mich
und schlüpfe in die Kleider.
In kurzer Zeit bin ich bereit,
und fort geht es zur Arbeit."

Eine 26jährige Arbeiterin sagt: „Ja, der Schuß! Recht viel Schüsse: Zicke-zacke, titatum, Mädel gucke dich nicht um, zicke-zacke, die Maschinen, Unternehmer will verdienen. Genau wie beim Barmer Mädchen. Und — ach, Schützen, Garn und Kette. Bist du Christus, so hilf dir selber. Der bin ich aber nicht, andere auch nicht. Es reißt — manchmal sagt man das Gelumpe — dann knötele oder schmatze — bst! Ich bin kein Schmatzer. Hygienisch!" „Viele — viele Kleider bekomme ich in die Hände, manches Kleid gefällt mir, und oft möchte ich mir das eine oder andere zulegen, aber das geht nicht, der Lohn ist zu niedrig." „Auf einmal höre ich eine Stimme: „Willst du heute nicht arbeiten?" Was, arbeiten in diesen dumpfen Fabrikräumen, dieser Tag ist wirklich zu schade dazu. Für dich nicht, du Proletenmädel, gehe nur hinein in die stinkenden Fabrikräume und schufte, damit die Herren Unternehmer ihre Sommer sonstwo an der See verbringen können." Eine andere schreibt: „Ich rücke die Maschine ein, wieder beginnt der Kampf ums Dasein. Rings um mich her surrt, saust, schwirrt und rattert es, ohrenbetäubend, doch längst gewöhnt. — „Das hohe Lied der Arbeit" nennen es viele, doch mir klingt es wie ein höhnisches Lachen und Spottgesang, denn ich tue diese Arbeit ja nur, weil mich das harte unerbittliche „Muß" dazu zwingt." Eine andere säuft: „Wenn es doch erst Abend wäre"; eine andere ruft verlangend aus: „Gern hätte ich den Achtstundentag", ein andere: „Die Frauen haben vielfach noch sorgenvollere Gesichter." „Von ½9 bis ¾9 Uhr ist die erste Pause, dann geht es weiter bis mittags 12 Uhr. Nun ein Hasten und Treiben nach dem Speisesaal, wo es schon mehr nach muffiger Bodenkammer, als nach Speisesaal riecht", klagt eine Arbeiterin.

Von der Textilarbeit, die von vielen Berufenen und Unberufenen als so leichte Arbeit hingestellt wird, schreibt eine Trikotweberin: „Trikotweben ist eine schwere Arbeit. In den Geschäften, wo keine Scheiben zu heben sind, ist es etwas leichter. Bei uns ist das nicht der Fall, ich habe zur Zeit drei Maschinen mit Scheiben. Jede einzelne wiegt 12 bis 14 Kilo, und das Gewicht muß ich am Tage etwa hundertmal vom Boden bis zur Brusthöhe heben." An anderer Stelle sagt dieselbe: „Wenn ich mittags heimkomme, mache ich zuerst meine Betten, dann etwas zu essen, außerdem reicht's noch zu einer Viertelstunde zum Sitzen. Dann geht's wieder im Tempo die Treppe hinunter und die Tretmühle beginnt von neuem bis abends. Dann weiß ich aber nicht, was mir mehr wehe tut, meine Schultern oder meine Handgelenke von der schweren Arbeit."

Aber auch der Gewerkschaftsarbeit denken viele und sind froh, für die Textilarbeiterschaft und ihre Organisation arbeiten zu können. Diese wenigen Proben, die wir aus dem Buch wiedergeben, mögen zur Beurteilung des hohen Wertes desselben genügen. Die Teilung in die Untertitel: Die ledige Arbeiterin, kinderlose Ehefrauen, Mütter, Mitte vierzig und sechzig war eine Notwendigkeit, weil doch Alter und familiäre Verhältnisse die Lebensverhältnisse besonders beeinträchtigen, so daß darauf Rücksicht bei Beurteilung der einzelnen Berichte genommen werden mußte.

Dem Buch, das nunmehr in die Oeffentlichkeit hinausgeht, wünschen wir, daß es sich recht viele und gute Freunde erwirbt. Es ist ein gutes Buch, das man gelesen haben muß, wenn man Leben und Leiden der arbeitenden Frau, das in dumpfe Fabriksäle gezwängte schaffende junge Mädchen der Textilindustrie verstehen will.

Aus unserer Arbeiterinnenbewegung

Wanderfahrt der Textilarbeiterinnen von Neumünster

Ein herrlicher Sommermorgen zog über die Fluren Schleswig-Holsteins herauf. Bereits um 5 Uhr wurde es in den Straßen lebendig und die Ausflügler verließen zu Fuß und auf allen möglichen Vehikeln die Stadt. Einzelne Gruppen zogen in die Wälder bei Segeberg, um für den Haushalt Heidelbeeren zu sammeln, andere wiederum hinaus, um die Natur zu genießen. Die Textilarbeiterinnen hatten sich bereits seit längerer Zeit zu einer Fahrt nach der Ostsee vorbereitet. Um 5 Uhr sammelten sich die Kolleginnen und auch einzelne Kollegen auf dem Großflecken, wo bereits sechs Autos zur Aufnahme bereit standen. Nachdem alles verstaut war und vom Leiter des Ausfluges, dem Kollegen Matzke, die Häupter der Lieben noch einmal überzählt waren, zog die Karawane los. In fröhlichster Stimmung ging es Segeberg entgegen. In dem Städtchen war an dem Tage gerade ein Treffen des Reichsbanners, und so flogen Grüße und frohe Zurufe herüber und hinüber. Unsere Wagen waren alle mit der Aufschrift „Deutscher Textilarbeiter-Verband Neumünster" versehen. Einige Kilometer hinter Segeberg wurde Rast gemacht und das erste Frühstück eingenommen. Die Kolleginnen packten ihre Stullen aus und ließen sich in der Wirtschaft Milch und Kaffee geben. Es konnte gar nicht genug Milch herangeschafft werden, und die „Verbindung zwischen Stadt und Land" war hergestellt. Vor der Weiterfahrt wurde abgestimmt, ob in Lübeck eine größere Pause eingeschaltet werden soll. Gegen die Stimme des Leiters wurde beschlossen, in Lübeck eine längere Rast einzuschalten. Um 8,45 Uhr traf der Zug in Lübeck ein und es begann dann jeder, auf eigene Faust seine Entdeckungsreise zu machen. Um 10 Uhr waren die 155 Teilnehmer wieder beisammen und die Fahrt ging nunmehr nach Travemünde. In Neu-Travemünde am Strand machten wir die Entdeckung, daß nur vier Autos am Ziele waren. Die zwei Nachzügler hatten einen anderen Weg eingeschlagen und waren direkt bis nach Brodten zum Zeltlager der Kinderfreunde gefahren. Wir mußten in Neu-Travemünde aussteigen und auf einem Fußpfad entlang der Ostsee dem Theodor-Schwartz-Heim in Brodten zuwandern. Es war ein wundervoller Anblick, der sich unseren Augen darbot. Die See schimmerte in allen Farben, und fern am Horizont sah man die Segelboote auf den Wellen tanzen. Die Sonne brannte unbarmherzig hernieder und die Kolleginnen haben an der Küste der Ostsee manches Schweißtröpflein lassen müssen. Nach einstündiger Wanderung erreichten wir das Heim und ließen uns im Garten und in den geistlich eingerichteten Räumen nieder, um dem Hunger und Durst mit den mitgebrachten Vorräten zu Leibe zu rücken. Das Zeltlager der Kinderfreunde an der Lübecker Bucht befindet sich direkt neben dem Heim, und da wir unseren Besuch angemeldet hatten, ergaben sich weiter keine Schwierigkeiten, das Lager nach jeder Richtung hin zu besichtigen. Ein leuchtender Wald von roten Fahnen und Wimpeln durchzog das Lager, welches von 2500 Kindern besetzt ist. In jedem Dorfe war ein geschäftiges Leben und Treiben unter den Kleinen zu bemerken. Stundenlang hätte man sich dort unterhalten und den Ausbau des Lagers studieren können. Nachdem wir dann auch noch das Erholungsheim besichtigt hatten, ging die Fahrt um 3 Uhr weiter den Ostseestrand entlang. Der ganze Strand von Travemünde bis Haffkrug war dicht bevölkert von Leuten, die mit der Arbeiterklasse weiter nichts gemein haben, als daß sie sich von letzterer ernähren lassen. Es war ein guter Anschauungsunterricht für unsere Textilarbeiterinnen. Der ganze Strand und die Körbe waren mit schwarzweißroten Fahnen und Fähnchen geschmückt. Vereinzelt sah man hier und da, wie ein Veilchen hinter dem Zaun, ein schwarzrotgoldenes Fähnchen auf einer Sandbank leuchten. Ja, ja, es läßt sich auch in einer Republik leben! Es mag sich mancher Nutznießer der Republik unter den Badegästen befunden haben, der dort stolz seinen schwarzweißroten Wimpel flattern läßt. Es gehört ja zum guten Ton der Monarchisten, sich von der Republik ernähren zu lassen und sie dafür zu beschimpfen. Unsere Karawane machte dort ebenfalls am Ostseestrande halt und lagerte sich in dem Sand, und wer Lust hatte, ließ sich von den Meereswogen schaukeln. Dann ging die Fahrt weiter nach Eutin, wo im Gewerkschaftshaus eine Rast eingeschaltet wurde. Eine Besichtigung des Schloßparkes schloß sich an und dann ging es weiter über Plön gegen Aischeberg. Kurz hinter Plön wurde an einer einsam stehenden Wirtschaft die letzte Rast gemacht. Auf der einen Seite der Straße grenzte der große Plöner See mit einem schönen Spielplatz, auf den sich nunmehr die ganze Schar ergoß. Im Nu waren Spiele arrangiert und fröhliches Leben und Treiben scholl über den Platz. Eine Kollegin hielt dann noch einige humoristische Vorträge, welche große Heiterkeit auslösten. Als es kühl wurde, flüchtete sich die Gesellschaft in den Saal der Wirtschaft und wagte dort bei den Klängen eines Grammophons noch einige Tänzchen. Um 9 Uhr wurde das letzte Signal zum Einsteigen gegeben, die Schutzdächer herabgelassen und unter dem Klang froher Lieder ging es wieder der Heimat zu. Um ½11 Uhr war alles heil und gesund in Neumünster wieder angelangt. Es war ein herrlicher Tag trotz kleiner Widerwärtigkeiten, die allenthalben bei solch großangelegten Ausflügen vorkommen. Alles trennte sich mit dem Bewußtsein, einen schönen Tag unter gleichgesinnten Kolleginnen und Kollegen draußen in der Natur verlebt zu haben.

Die Frauengruppe plant in diesem Sommer noch einen Ausflug, und zwar nach Blankenese bei Hamburg. Die Wandersparkasse bleibt bestehen, um auch für die Zukunft solchen Unternehmungen eine sichere finanzielle Grundlage zu bieten. Veranstaltungen dieser und ähnlicher Art dienen der Bewegung und sollten allenthalben gepflegt werden.

L. M.

Die Krankenkassen auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung

Gerade in diesen Wochen, da man sich nicht scheut, die arbeitende Bevölkerung mit einer „Reform" der Sozialversicherung zu beglücken, in denen Angriffe auf die Krankenkassen unternommen werden, die nicht weniger als eine Gefährdung der Volksgesundheit bedeuten, ist es wertvoll, auf der Dresdener Hygiene-Ausstellung zu sehen, wie die Krankenkassen für die Volksgesundheit wirken.

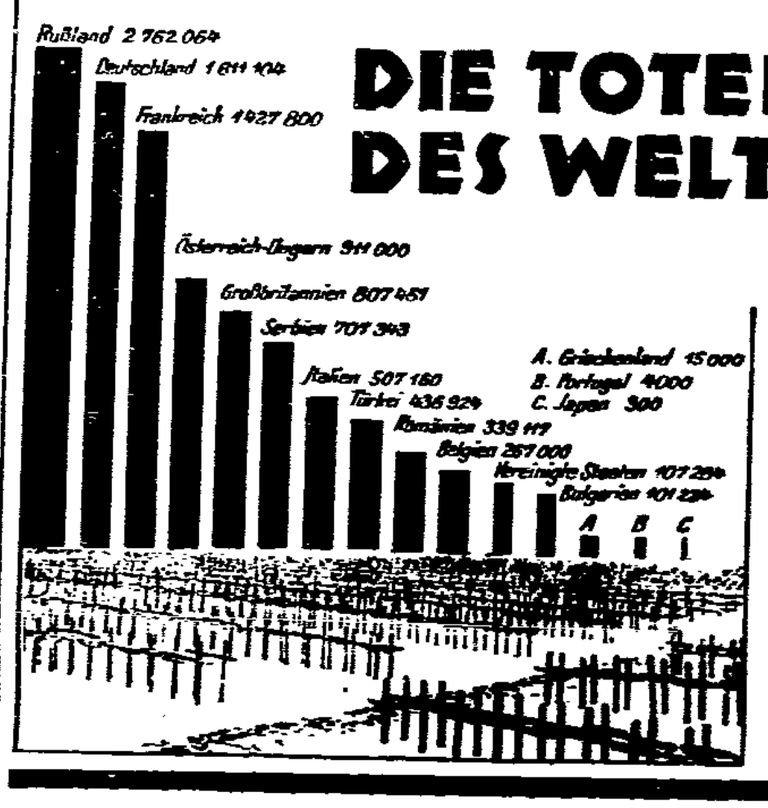
Es ist begrüßenswert, daß die deutschen Krankenkassen die Gelegenheit der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1930 nicht vorübergehen ließen, ohne einer breiteren Oeffentlichkeit ihr Wirken zu zeigen. Als die Sozialversicherungsträger sich entschlossen, an der Ausstellung sich zu beteiligen, da konnten sie noch nicht wissen, daß bald darauf Angriffe gegen sie einsetzen würden, denen zu begegnen nicht nur sie allein verpflichtet sind, sondern die abzuwehren Sache der gesamten werktätigen Bevölkerung ist. Wenn trotzdem die Ausstellung der Krankenkassen auf der Hygiene-Ausstellung den Charakter einer Rechtfertigung trägt, so wohl deshalb, weil sie von jeher gewissen Kreisen ein Dorn im Auge waren. Aber mit Stolz können die reichsgesetzlichen Krankenkassen darauf hinweisen, daß ihr Wirken sich ja nicht nur darauf erstreckt, in Krankheitsfällen helfend einzugreifen, sondern daß sie es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachten, Erkrankungen vorzubeugen, rechtzeitig zu beraten und die Gesundheit ihrer Mitglieder zu schützen.

Es liegt auf der Hand, daß man eine solche Tätigkeit zahlenmäßig belegen muß. Und Zahlen und Statistiken und graphische Darstellungen gibt es auf der Hygiene-Ausstellung mehr als genug. Da fällt es angenehm auf, daß der Hauptverband Deutscher Krankenkassen bei seiner Ausstellung (Halle 32) es nach Möglichkeit vermieden hat, den (Laien-) Besucher mit Zahlenmaterial zu langweilen. Ganz vermeiden konnte es die ausstellende Organisation freilich nicht, der Oeffentlichkeit das Wirken der ihr angeschlossenen Krankenkassen in Zahlen vor Augen zu führen. Und diese wenigen Zahlen sind so bedeutsam, daß sie auch hier Platz finden sollen, wenngleich angenommen werden muß, daß sie den Lesern aus früheren Veröffentlichungen schon bekannt sind. Aber sie sind aufschlußreich, daß sie nicht oft genug ins Gedächtnis zurückgerufen werden können. Die reichsgesetzlichen Krankenkassen gaben 1928 aus: für ärztliche Behandlung 385 Millionen Mark, für Zahnbehandlung 74 770 000 Mark, für Krankenhauspflege 252½ Millionen Mark, für Kranken-, Haus- und Taschengeld 676½ Millionen Mark, für Wochenhilfe 83 Millionen Mark und für Sterbegeld 21 Millionen Mark. Das sind immerhin Zahlen, die sich sehen lassen können. Die aber auch dafür zeugen, daß der Gesundheitszustand der arbeitenden Bevölkerung keineswegs ideal ist, so daß es schon deshalb unbegreiflich erscheint, daß man ausgerechnet bei den Krankenkassen mit Einsparungen beginnen will, die viel besser an anderer Stelle am Platz wären (Gehälter der oberen Beamten, Reichswehr, Reichsbahndirektoren usw.).

Diese Zahlenangaben sind aber eigentlich auch die einzigen, die auf der Ausstellung der Krankenkassen dem Besucher geboten werden. Der Hauptverband und der künstlerische Bearbeiter des Ausstellungsmaterials (Anatol Graziani, Berlin) haben sich vielmehr anderer zeitgemäßer Hilfsmittel bedient, um das Wirken der Krankenkassen zu veranschaulichen. Vor allem ist es die Photographie, deren man sich bediente. (Wo käme die ganze Ausstellung hin, gäbe es kein Lichtbild!) Da sehen wir sozusagen verlebendigt das Wirken der Krankenversicherung: die modern eingerichteten diagnostischen Institute, deren Aufgabe es ist, zur schnellen und sicheren Erkennung von Erkrankungen beizutragen mit ihren mannigfachen Geräten; da sind die Röntgenabteilungen für Bestrahlungen (Frauenleiden!), da sind die Höhensonnenräume. Medizinische Bäder aller Art vergessen die Krankenkassen, sie veranstalten gymnastische Uebungen unter ärztlicher Leitung und viel anderes mehr. Da ist auch die „Krebskanone", ein ganz modernes Gerät zur Tiefenbestrahlung bei Krebserkrankungen. Kurz und gut: es zeigt sich, daß durch die reichsgesetzliche Zusammenfassung bei den Ortskrankenkassen erst die Möglichkeit zweckmäßiger Arbeit an der Volksgesundheit geschaffen wird.

An einer anderen Stelle finden wir wertvolle Darstellungen über die Zahnbehandlung. Gerade hier zeigt sich die verhängnisvolle Lücke der Krankenversicherung. Die Krankenkassen wissen — und jeder einzelne sollte es sich merken —, daß die meisten Magen- und Darmerkrankungen auf mangelhafte Pflege der Zähne und des Mundes zurückzuführen sind.

Was ist nicht schon geschimpft worden über die angeblich so „luxuriösen" Erholungsheime der Krankenkassen. Und was ist nicht schon darüber gelogen worden! Hier in der Ausstellung werden die Dinge auf das richtige Maß zurückgeführt. Ist es nicht richtig, daß die Krankenkassen den erkrankten Arbeiter und Angestellten loslösen aus den Elendsverhältnissen der Großstadt, ihn befreien aus der Mietkaserne? Und ihn zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in eine schönere, bessere Umwelt verbringen. Wenn sie die arbeitende Frau und Mutter auf — oft nur zu kurze — Zeit loslösen von der häuslichen Arbeit und von der Sorge um die Kinder?! Gerade diese traurige häusliche Umgebung vereitelt ja nur zu oft die Wiederherstellung der Gesundheit. Es gilt ja nicht nur, den Körper wieder zusammenzuflicken, auch die seelische Haltung soll gefestigt werden. Da bieten denn die Kurheime der Krankenkassen Heilquellen und Bäder, sorgsame Verpflegung, Ruhe und Erholung im Freien und — mit Recht — Frohsinn und Geselligkeit. Ueberall bestehen solche Kurheime: an der Meeresküste und im Gebirge, in der Heide, in den Hügellanden, im Walde und an der Grenze des ewigen Schnees.



Die erschütternden Zahlen dieser Statistik geben nur die Summe der im „Stahlbad der Völker" Gefallenen an; Die weiteren Riesenverluste an Menschenleben durch Krankheiten, Entbehrungen und Erschöpfungen sind hier nicht berücksichtigt. Die Mittelmächte verloren 3 060 252 Tote, 2,8 Millionen Schwerverwundete, 5,4 Millionen sonstige Verwundete und 1,3 Millionen an Gefangenen oder Vermißten. Die alliierten Mächte hatten einen Verlust von 6 938 529 Toten, 3,4 Millionen Schwerverwundeten, 8,5 Millionen sonstigen Verwundeten und 4,6 Millionen an Gefangenen oder Vermißten zu verzeichnen.

Ein anderes Arbeitsgebiet: die Kinderfürsorge. Auch da zeigt uns die Ausstellung die Arbeit der Krankenkassen. Denn nicht nur dem Versicherten gilt ihr Wirken, auch die Familienangehörigen werden in den meisten Fällen mit erfaßt. Dabei gilt die besondere Aufmerksamkeit den Kindern, der heranwachsenden Generation, auf der unsere Zukunft beruht. Wie werden diese Proletarierkinder geboren, wie wachsen sie heran?! Die Mutter nur zu oft krank, geschwächt von Berufs- und Hausarbeit, in Wohnungen, die mehr Elendslöcher sind, schlecht ernährt und leider oft ohne die notdürftigste Pflege, weil die Mutter „auf Arbeit" gehen muß. Dann kommen sie aus der Schule, immer noch schwächlich und müssen in den Beruf übergehen, nachdem sie schon oft genug vorher mitverdienen mußten durch Zeitungstragen und andere Arbeit. Es liegt auf der Hand, daß die Krankenkassen schon im Eigeninteresse möglichst früh die Kinder kräftigen will; denn sie sind es ja, die später der Sozialversicherung zur Last fallen müssen, wenn sie nicht den Anforderungen des Berufs gewachsen sind. Darum und aus ideellen Gründen: ärztliche Ueberwachung, orthopädisches Turnen, Bestrahlungen und vor allem Entsendung in eigene oder befreundete Kinderheime. Außerdem unterstützen die Kassen auch die von Jugend- und Wohlfahrtsämtern durchgeführten Erholungskuren. Die Art und Weise, in der diese Dinge dargestellt werden, kann durchaus gefallen.

In einem anderen Raum der Halle findet der Besucher Modelle von Krankenkasseneinrichtungen sowie einen Teil der Darbietungen des Volksmuseums für Frauenkunde in Berlin. Bei diesem Volksmuseum handelt es sich um eine ganz neue Schöpfung auf dem Gebiete der Volksaufklärung, die zwar in der Hauptsache auf die Frauen zugeschnitten ist, aber auch dem Manne reiches Anschauungsmaterial bietet.

Was die Krankenkassen an gesundheitlicher Aufklärungsarbeit leisten, das geht aus der Ausstellung ebenfalls hervor. Mittelpunkt dieser Aufklärungsarbeit ist die von den Krankenkassen herausgegebene Monatsschrift „Gesundheit", aus der auch in der Gewerkschaftspresse des öfteren kleine Abschnitte veröffentlicht werden. Ferner legt der Hauptverband Broschüren und Aufklärungsschriften aus, die sich der Besucher mitnehmen kann. Selbstverständlich sind in der hier geschilderten Sonderschau auch die modernsten Errungenschaften der Technik in Dienst gestellt worden: Film und Lautsprecher. Ueber den Lautsprecher werden Vorträge gehalten, wie sie von den Krankenkassen zu Aufklärungszwecken veranstaltet werden. Im Lichtbild zeigt man uns einige Filme, die auf Veranlassung des Hauptverbandes deutscher Krankenkassen hergestellt wurden und ebenfalls zu Aufklärungszwecken dienen sollen.

Dienst an der Volksgesundheit — das ist das Ziel der Krankenkassen. Diesen Dienst können sie nur erfüllen, wenn man ihnen die Mittel dafür nicht beschneidet. Wenn natürlich den Mitgliedern zugemutet wird, für die Entnahme eines Krankenscheins eine halbe Reichsmark zu zahlen, dann ist die ganze Aufklärungsarbeit der Krankenkassen hinfällig, die immer darauf drängen, daß der Arzt rechtzeitig in Anspruch genommen wird, damit nicht erst Komplikationen entstehen, die nachher die Kassen und damit auch die Mitglieder unnötig belasten. Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, die soziale Einrichtungen bekämpfen, Gelegenheit nähmen, sich die Ausstellung anzusehen. Sie würden dann vielleicht doch eine bessere Meinung von dem Wirken der Krankenkassen bekommen. Aber auch jedes einzelne Mitglied einer Krankenkasse kann eine Fülle von Belehrung aus dieser Sonderschau im besonderen und der Internationalen Hygiene-Ausstellung im ganzen schöpfen.

Erwin Petzall, Dresden.

Wie alt sind die Arbeitslosen?

Wie steht es eigentlich mit der Alterszusammensetzung des Millionenheeres der Arbeitslosen? Wie alt sind sie? Werden die Jugendlichen, die Erwachsenen und die älteren Arbeiter in gleichem Maße von der Arbeitslosigkeit betroffen? Oder wird eine Altersgruppe besonders schwer belastet? Das sind die Fragen, die in der neuesten Statistik der Reichsversicherungsanstalt beantwortet werden.

In der Arbeitslosenversicherung verteilen sich die 1 521 361 Hauptunterstützungsempfänger auf die folgenden Altersgruppen:

14—21 Jahre	213 607	gleich	14,0 Proz.
21—45 Jahre	987 611	gleich	64,9 Proz.
45—60 Jahre	250 818	gleich	4,6 Proz.
über 60 Jahre	69 325	gleich	1,6 Proz.

Mehr als zwei Drittel der männlichen Arbeitslosen befinden sich im Alter von 21 bis 45 Jahren. Unter diesen erwachsenen Arbeitslosen wiederum werden die 21- bis 25jährigen und die 25- bis 30jährigen am schwersten von der Arbeitslosigkeit betroffen. Beide Gruppen machen allein 34,9 Proz. des gesamten männlichen Erwerbslosenheeres aus.

Nicht anders ist es in der Krisenunterstützung. Bei dieser Gruppe von Arbeitslosen scheiden die Jugendlichen aus, weil sie keinen Anspruch auf Krisenunterstützung haben. Hier verteilen sich die 244 767 männlichen Krisenempfänger auf folgende Altersgruppen:

21—45 Jahre	168 725	gleich	68,9 Proz.
45—60 Jahre	56 480	gleich	23,1 Proz.
über 60 Jahre	19 563	gleich	8,0 Proz.

Wieder das gleiche Bild: auch in der Krisenunterstützung stellen die Arbeiter in den mittleren Jahren den höchsten Prozentsatz: über zwei Drittel aller Krisenempfänger sind noch nicht über 45 Jahre alt. Auch hier stehen die 25- bis 30jährigen an der Spitze. Sie allein stellen 18 Proz. der Krisenunterstützten.

Es sind wertvollste Arbeitskräfte, die auf der Straße liegen. Männer in den besten Jahren dürsten nach Arbeit; sie müssen zusehen, wie die Frau, die Kinder Hunger und Not leiden; ohnmächtig, ihnen entscheidend zu helfen. So sorgt der Kapitalismus für „seine" Arbeiter.

Deutsche Gewerkschaftsbewegung

Otto Fritsch, Liegnitz, 60 Jahre alt

Unser Kollege Otto Fritsch, Liegnitz, der vor kurzem auf eine 25jährige Gauleitertätigkeit zurückblicken konnte, feiert am 7. August 1930 seinen 60. Geburtstag. In Eckartsberga, Bezirk Merseburg, geboren, lernte er schon frühzeitig die Leiden der arbeitenden Bevölkerung kennen. Schon als Junge mußte er sich in der Landwirtschaft und sonstwo nützlich machen. Nach der Schulentlassung erlernte er die Stickerei und landete dann 1890 als Handwerksbursche in Görlitz in Schlesien.

Seine rege Tätigkeit in der Organisation haben wir vor kurzem geschildert, so daß uns heute nichts weiter übrig bleibt, als ihm zu seinem Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche zu überbringen.

August Brey

Am 1. August 1930 feiert der Vorsitzende des Verbandes der Fabrikarbeiter, August Brey, sein 40jähriges Dienstjubiläum. Wenige Wochen nach der Gründung des Verbandes im Jahre 1890 wurde der damals 26jährige Schuhmachergeselle an die Leitung des Verbandes berufen, und seiner zähen Hingabe, seiner unverwüstlichen Arbeitskraft ist es im wesentlichen mit zu danken, daß der Verband der ungelernten Fabrik- und Handarbeiter, wie er sich damals nannte, heute, nach 40 Jahren, die stolze Größe erreicht hat. Damals, in den Anfangszeiten der gewerkschaftlichen Organisation, wurde vom Verbandsleiter alles verlangt. Er mußte nicht nur Vorsitzender, Kassierer, Redakteur, Expedient und Agitator sein, sondern er mußte auch noch die Zeitungspakete selbst zur Post schleppen und für ihre pünktliche Absendung sorgen. Und Brey hat diese Arbeiten alle selbst geleistet und damit dem allmählich anwachsenden Angestelltenstab ein Beispiel größter Pflichterfüllung gegeben. Immer wieder offenbarte sich in ihm der große, weitblickende Gewerkschaftsführer, der den Blick stets aufs große Ganze gerichtet hielt und der Gesamtbewegung oft mit seinem klugen Rat zur Seite gestanden hat. Wertvolle Mitarbeit in der allerschwierigsten Situation haben uns den alten Kämpfer lieb und wert gemacht. Wir wollen deshalb nicht unterlassen, ihm zu seinem seltenen Jubiläum unsere herzlichsten Glückwünsche darzubringen, und hoffen, daß sein guter Rat der Gesamtführerschaft des ADGB. noch recht lange erhalten bleiben möge.

Arthur Schmit (Tarifs)

Der Redakteur der Gewerkschaftszeitung „Der Grundstein", Arthur Schmit, kann in diesen Tagen auf eine 25jährige Redakteurtätigkeit zurückblicken. Vorher war er schon mehrere Jahre zweiter Zentralvorsitzender des Töpferverbandes. Im Jahre 1905 wählte ihn die Generalversammlung des Töpferverbandes, die in München stattfand, zum Redakteur des „Töpfer". Damit war wohl ein Herzenswunsch unseres Jubilars, der sich schon frühzeitig zum Federvieh hingezogen fühlte, erfüllt. Arthur Schmit führt nicht nur eine schneidige Feder im gewerkschaftlichen und politischen Kampf, er reitet auch das berüchtigte Roß „Pegasus" in verschiedenen Gangarten. Er hat als Dichter der Arbeiterbewegung viel Schönes und Gutes in Poesie und Prosa geschenkt. Durch seine Dichtkunst unterhält er wohl mit allen Gewerkschaftsredaktionen freundschaftliche Beziehungen und ist den Lesern der Gewerkschaftspresse kein Unbekannter. Seit Gründung des Baugewerksbundes ist er Redakteur am „Grundstein". Wir wünschen unserem lieben Freund zu seinem Jubiläum alles Gute und hoffen, daß er seine schneidige Feder noch recht lange im Interesse der arbeitenden Klasse zu führen vermag.

Literatur

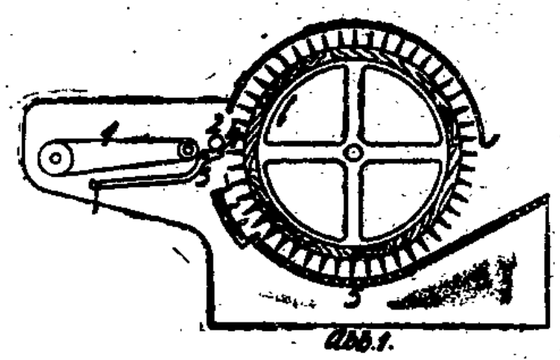
„Gewerkschaft und Berufsschule" von Otto Heßler, 64 S., Verlag des ADGB., Berlin S 14.

„Die Ursachen der Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung" von Wilhelm Engler, 30 S., Verlag des ADGB., Frankfurt a. M.

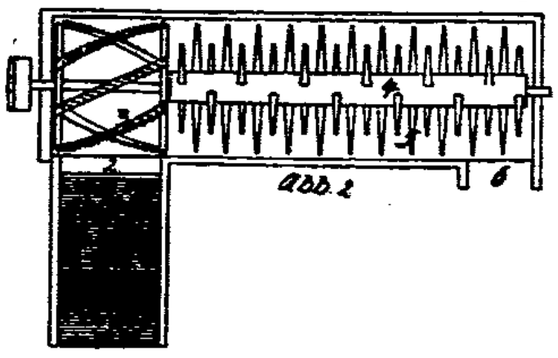
„Die Tarifhoheit der öffentlichen Hand" von Stadtrat Schmidt, München, 36 S., Verlag Mitteldeutscher Arbeitgeberverband öffentlicher Verwaltungen, Selbstverlag, Magdeburg.

Die Wollstreichgarnspinnerei

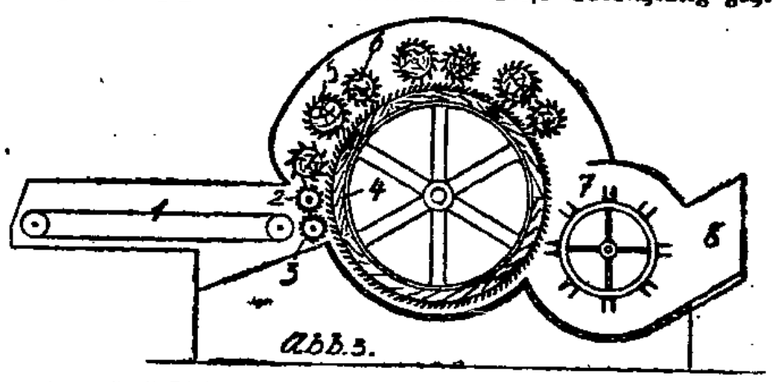
Nachdem die Wolle die Trockenmaschine verlassen hat, ist sie zwar rein, aber von einer Auflösung ist noch nicht viel zu bemerken. Im Gegenteil, unter Umständen ist sie sogar etwas verfilzt. Sie muß deshalb vor dem weiteren Spinnvorgang etwas aufgelockert werden. Die Auflockerung soll zunächst bis zur Flocke gehen, damit die nachherige Auflösung bis zur Einzelfaser, die, wie wir schon gesehen haben, durch die Krempel besorgt wird, ohne allzu große Schädigung für die Wolle geschehen kann. Diese Auflösung bis zur Flocke geschieht durch das Wolfen. Je nach Art der gewollten Auflösung und je-



nach Art der zu verarbeitenden Wollen werden nun die verschiedensten Arten von Wölfen verwendet. So gibt es Reißwölfe, Schlag- oder Klopfwölfe, unter Umständen auch Oelwölfe, dann Klettenwölfe und Krempelwölfe. Teilweise gibt schon der Name die Art des Verwendungszweckes an. Heute seltener benützt werden die Klettenwölfe, da die Kletten meist auf chemischem Wege durch Karbonisieren aus der Wolle entfernt werden. Eine Maschine, die nur selten in der Streichgarnspinnerei fehlt, ist der Reißwolf. Wir wollen uns deshalb diese Maschine etwas näher ansehen. Abb. 1 ist eine schematische Schnittzeichnung dieser Maschine. Ihr Aufbau ist verhältnismäßig einfach. Auf das Lattentuch 1 wird die gewaschene Wolle aufgebracht. Dieses Lattentuch befördert die Wolle an die Zuführwalze 2. Die Zuführwalze 2 ist mit einer sogenannten Klaviermuldenzuführung gezeichnet. Es kann auch statt dieser Mulde, die an dem Hebel 3 angebracht ist, noch eine zweite untere Walze vorhanden sein. Die Wolle wird dann allerdings zwischen den Zähnen der Reißtrommel und den Zuführwalzen auf eine größere Länge nicht gehalten. Die Anordnung mit zwei Walzen eignet sich deshalb für lange Wollen besser, während für kürzere Wollen die Klaviermuldenzuführung günstiger wirkt. Damit eine sichere Pressung vorhanden ist, ist die Mulde 4 nicht aus einem Stück gearbeitet, sondern es sind etwa nur 5 bis 10 Zentimeter breite Stücke, von denen jedes einen Hebel 3 trägt. Die Hebel 3 sind an ihrem, in unserer Zeichnung, linken Ende belastet. Durch diese Anordnung wird dann gewissermaßen immer nur ein Stück der Wollauflage, entsprechend der Breite der Mulde, an die Walze gepreßt, so daß, wenn einmal eine dicke Stelle kommt, diese dicke Stelle nicht die ganze Mulde von der Walze abdrückt und dadurch die übrigen,



weniger dicken Partien freigibt. Von dieser Zuführung wird die Wolle durch die Trommel, die mit kräftigen Stahlnägeln besetzt ist, gewissermaßen ausgekämmt und wenn sie die Führung an der Zuführungsvorrichtung verloren hat, mitgenommen in dem eingezeichneten Pfeilsinn. Dabei wird die Wolle zunächst an feststehenden Nadelstäben vorbeigeführt, wo eine weitere Zerteilung erfolgt. Dann wird sie über den am unteren Teil der Trommel sich befindlichen Rost 5 befördert, an dem die groben Verunreinigungen und die schweren Teile, wie Steinchen und dergleichen ausfallen können. Am rechten Ende verläßt dann die aufgelockerte Wolle die Maschine. Diese gewaltsame Entwirrung durch die Stahlzinken, die auf der Trommel angeordnet sind, wobei die Trommel sich noch verhältnismäßig rasch dreht (die Umfangsgeschwindigkeit der Trommel ist etwa 15 bis 25 Meter pro Sekunde), kann nicht gerade als besonders schonend bezeichnet werden. Es ist das Auflockern mehr ein Auseinanderreißen der Wollbüschel, daher auch der Name Reißwolf. Eine schonendere Auflösung wird durch die sogenannten Schlag- oder Klopfwölfe erreicht. Die einfachste Ausführung ist die, daß zwei Wellen, die gegeneinander laufen, mit Schlagstöcken ausgerüstet sind. Die Wolle wird auf der einen Seite aufgegeben und von diesen rasch rotierenden Schlagstöcken durchgeklopft, wobei sie sich auflockert. Diese Art der Klopfwölfe wird sehr häufig schon vor dem Waschen verwendet, da bei dieser Bearbeitung auch viel Staub, Sand und dergleichen aus der Wolle herausgeklopft werden kann, was dann nicht mehr ausgewaschen werden muß. Die Arbeit dieser Klopfwölfe ist aber nicht so intensiv, als daß sie die Reißwölfe ersetzen können. Eine intensivere Wirkung als bei den gewöhnlichen Klopfwölfen und eine schonendere Behandlung als bei den Reißwölfen kann bei Verwendung der im folgenden besprochenen Maschine erreicht werden. Diese Maschine fällt ebenfalls noch unter den Namen Klopfwolf, obwohl sie kein reiner Klopfwolf ist. Die Maschine ist von oben gesehen gezeichnet, wobei eine Schutzhaube, die über den Arbeitsorganen liegt, weggelassen ist. 1 ist wieder das Lattentuch, auf das die Wolle aufgegeben wird und das die Zuführung zu übernehmen hat. Die Wolle kommt dann an die eigentlichen Zuführwalzen 2, wovon natürlich nur die obere gezeichnet ist. Wie vorher, wird die Wolle auch hier durch die Zuführwalzen festgehalten. Auf Armen sitzen die gekrümmten Leisten 3, die wiederum mit Stahlstiften besetzt sind. Die Schienen 3 sind spiralig angeordnet. Durch diese Anordnung wird gleichzeitig eine etwas schonendere Behandlung der Wolle, als durch die mit Stiften besetzte Trommel, erzielt und außerdem eine Beförderung in unserem Bilde nach rechts. In dem an diese Zupfvorrichtung anschließenden Raum ist nun die Welle 4 hindurchgeführt, auf der auch die Arme für die spiraligen Schienen sitzen. Diese Welle 4 trägt nun auf ihrer ganzen Länge Schlagstöcke 5 auf dem Umfang verteilt. Die Schlagstöcke bearbeiten die Wolle ziemlich lange, bis sie schließlich nach Durchwandern der ganzen Maschine bei 6 ausgeworfen wird. Aber auch diese Maschine ist nicht allgemein üblich in der Streichgarnspinnerei, obwohl sie verhältnismäßig häufig anzutreffen ist. Die Oelwölfe dienen dazu, die gewaschenen und durch das Waschen zu fettarm gewordenen Wollen wieder leicht einzufetten. Bei den Oelwölfen ist vor allem darauf Bedacht gelegt, daß das Oel, das der Wolle in ihnen zugesetzt wird, möglichst gut und gleichmäßig verteilt wird. Das Oelen erfolgt sehr häufig auch auf anderem Wege als gerade im Oelwolf. Wir wollen deshalb von einer Besprechung dieser Art Wölfe absehen und uns nun dem Krempelwolf zuwenden. Der Krempelwolf ist eine sehr wichtige Maschine und sollte in keiner Streichgarnspinnerei fehlen. Wie schon der Name sagt, ist der Krempelwolf mit der Krempel verwandt. Er kann tatsächlich auch aufgefaßt werden als eine Krempel, die der noch klumpigen Beschaffenheit des Rohmaterials entsprechend mit ganz grobem Beschlage ausgerüstet ist. Da aber der Krempelwolf schließlich nur einen Teil der eigentlichen Krempelarbeiten auszuführen hat, nämlich die Auflockerung, nicht aber eine Verteilung und Vergleichmäßigung, wird auch die Anordnung der Arbeitsorgane eine etwas andere sein als bei der gewöhnlichen Krempel. Das gleichmäßige Verteilen der Fasern über die ganze Breite der Krempel wird in erster Linie durch die Arbeiter und Wender besorgt, die über die ganze Krempeloberfläche verteilt sind. So viel Arbeiter und Wender brauchen wir beim Krempelwolf also nicht. Es sind im Krempelwolf fast stets zwei oder drei Arbeiter- und Wendergruppen angeordnet. Eine Auflockerung bis zur Einzelfaser wird auch nicht verlangt. Deshalb müssen die Arbeiter und Wender nicht so eng an dem Tambour stehen, wie dies bei der normalen Krempel der Fall ist. Die Produktion bei den Krempelwölfen muß natürlich eine ungleich höhere sein als bei den Krempeln. Man will die Wolle nicht so lange in der Maschine belassen. Der Arbeiter ist deshalb gegenüber dem Wender umgestellt, so daß der Wender, in Richtung des Wolledurchgangs betrachtet, hinter dem Arbeiter liegt. Abb. 3 zeigt einen Krempelwolf durchschnitten gedacht. 1 ist wieder das Zuführlattentuch. 2 und 3 sind Zuführwalzen, 4 der Tambour mit seinem Beschlage (kräftigen Stahlzinken), 5 und 6 ist ein Arbeiter- und Wenderpaar, wobei 5 der Arbeiter und 6 der Wender ist. 7 ist die Abnahmevorrichtung, die die Wolle von dem Tambour abnimmt. Diese Vorrichtung geht



— im Gegensatz zum Abnehmer bei der Krempel — rascher als der Tambour. Die Wolle wird dadurch von den Stahlzinken des Tambours abgekämmt und bei 8 ausgeworfen. Dieses Abnehmen der Wolle von den Stahlzinken ist nur durch die robuste Bauart der Beschläge möglich. Bei den normalen Krempeln würde dies zu einer Zerstörung der Beschläge führen. Außerdem ist auch die Faserverteilung in den normalen Krempeln so dünn, daß überhaupt kein Vlies zustande kommen würde. Bei der großen Produktion, die der Krempelwolf aber hat, kann dieses Verfahren aber angewandt werden. Dies wären die Maschinen, die bis zur Bearbeitung auf den Krempeln Verwendung finden. In der nächsten Abhandlung wollen wir dann die Eigenart des bei der Wollstreichgarnspinnerei üblichen Dreikrempelsatzes besprechen.

Ueber Textilien im Wandel der Zeiten

Von Oberstudiendirektor Prof. Möller, Reichenbach i. V.

Zu den unmittelbarsten Lebensbedürfnissen des Menschen gehört unzweifelhaft die Kleidung; deshalb ist die Geschichte textiler Erzeugnisse so alt wie das Menschengeschlecht selbst. So geht aus den ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen hervor, daß im Altertum das Spinnen und Weben die vornehmste Beschäftigung der Frauen gewesen ist. Die Zahl der hierbei verwendeten Rohstoffe war zunächst sehr gering; sie hat sich aber durch die rastlose Forschung nach neuen Gespinstfasern bzw. Faserstoffen und deren Ausprobierung nach und nach ständig vermehrt und zu einer großen Mannigfaltigkeit entwickelt. Auch durch künstlich auf chemischem Wege erzeugte Fasern und Garne sucht man den Mangel derselben zu beheben.

Unter den zahlreichen Rohmaterialien, die uns die Natur darbietet, befinden sich solche, welche durch einfaches Spalten, Schneiden oder Ausziehen die erforderliche Form zu ihrer Weiterverarbeitung erhalten, um daraus Geflechte, Matten und dergleichen herstellen zu können, ein Verfahren, welches in den Uranfängen der Menschheit als Ausgangspunkt aller weiteren, zunächst handwerksmäßigen Entwicklung der Textilerzeugnisse in Betracht kommt.

Erst später gelang es den Menschen, zunächst tierische Haare und dann Pflanzenfasern durch einen Spinnprozeß in die Fadenform umzugestalten, womit dann die Reihe der zahlreichen Gespinstfasern eröffnet worden ist.

In Rom sind schon 715 v. Chr. die Walker und Färber als Zunft genannt, während die Herstellung der von den Römern getragenen wollenen Gewänder den Frauen oblag.

Aus den rohen Aufzeichnungen römischer Geschichtsschreiber geht hervor, daß die Wollweberei auch in den nordischen Ländern damaliger Zeit gepflegt wurde.

Als zweitältestes Spinngut zur Fadenherstellung kommt der Flachs oder das Leinen und der Hanf in Betracht.

Das Linnen und mit ihm die Bastfaser der Pflanze, aus der es gewonnen wird, nimmt in der Kulturgeschichte der Völker eine hervorragende Stelle ein.

War es doch die Leinwand, welche in Form von Segeln den Schiffen die Fortbewegung vermittelte, und der Hanf, dessen Bast die Taue lieferte, die zusammen mit der Segelleinwand den Handel von Volk zu Volk über die Weltmeere vermittelten.

Wie die Produkte der alten Wollwarenindustrie aus den assyrischen und babylonischen Ländern durch das schwunghaften Handel treibende Küstenvolk der Phönizier nach allen Teilen der damals bekannten Welt verbreitet wurden, so waren sie es auch, die bereits 2000 Jahre v. Chr. einen belebten Handel mit ägyptischer Leinwand, Byssus genannt, längs den Küsten des Mittelmeeres sowie den westlichen und nördlichen Küsten Europas betrieben.

Aegypten war damals das bedeutendste Flachs bauende Land der Welt und besaß im ganzen Nildelta ungeheure Flächen, die der Kultur dieser Pflanze dienten.

Da der Kultus der alten Aegypter die Einbalsamierung und Umhüllung ihrer Leichen (Mumifizierung) vorschrieb, so ist viel von diesen Umhüllungen in den Gräbern (Pyramiden) aufgefunden worden, die berechtigte Bewunderung über die Feinheit und Güte der Gewebe sowie der Schönheit und technisch scharfsinnigen Durchführung erregten.

Bis in die ältesten uns bekanntgewordenen Zeiten bestanden die Kleider der Priester und Vornehmen, besonders die Unterkleider und die Kleider der Frauen aus Leinen, und noch heute bildet die gefüllte Leinentruhe den Stolz der Hausfrau.

Auch in Deutschland ist der Flachsbau und die Leinenweberei frühzeitig bekannt gewesen, das beweisen die Pfahlbautenfunde bei Robenhausen, wie überhaupt das südliche Deutschland, besonders in der Gegend um den Bodensee, das frühzeitig Flachsbau getrieben haben muß.

In den Städten Köln, Ulm, Regensburg, Nürnberg und Augsburg stand lange Zeit die Leinenfabrikation in hoher Blüte.

Das dritte und bedeutendste Spinngut ist die Samenfaser der Baumwollpflanze, genannt

Baumwolle.

In der Levante und Italien führte man die Baumwollkultur um 900 ein; nach Spanien brachten sie die Mauren. Lange bildeten diese Länder die hauptsächlichsten Produktionsgebiete der Rohbaumwolle, und selbst als im 16. Jahrhundert die Holländer mit der Einfuhr ostindischer Baumwolle begannen, blieb der Absatz der erstgenannten Produktionsländer so gut wie unberührt. Ein ungeahnter Aufschwung trat ein, als die Engländer sich in hervorragender Weise an Handel und Verkehr beteiligten und um das Jahr 1747 bereits eine Baumwolleinfuhr aus Ostindien im Werte von 700 000 Mk. vollzogen. Um die gleiche Zeit gelang es aber auch den Nordamerikanern, aus den seit dem Jahre 1621 nach dorthin eingeführten Pflanzen das erste befriedigende Resultat auf den Markt zu bringen, und heute steht Nordamerika in bezug auf Menge und Güte der Baumwollproduzierung an der Spitze aller Länder; dann erst kommen Süd- und Mittelamerika, Ost- und Westindien, Afrika, Asien, Kleinasien, Rußland, Spanien und Italien.

Die Baumwolle ist durch ihre vielseitige und massenreiche Verwendung für das alltägliche Leben von ungeheurer Bedeutung; sie stellt neben Eisen und Steinkohle den bedeutendsten Welthandelsartikel dar, an deren Konsum sich fast die halbe Menschheit beteiligt, von deren Anbau und Verarbeitung die Existenz von Millionen Menschen abhängt und deren Mangel und Teuerung in den Fabrikländern die schlimmsten Folgen herbeiführen kann. (Fortsetzung folgt.)

UNTERHALTUNG UND WISSEN

Menschen oder Tiere?

„... und damit komme ich zum Schluß, meine Herren, bevor ich Ihnen die Tierexperimente zeige. Natürlich wird man auch in einem künftigen Krieg schwächere Giftgase verwenden können. Wir haben da sehr hübsche Sachen. Zum Beispiel Chloropeirin, das heftige Erbrechen und Schwächung der Opfer hervorruft, oder Lacrymatory-Gas, das die Augen derart zu Tränen reizt, daß die Soldaten im Bajonett- und Nahkampf kaum imstande sein werden, Widerstand zu leisten. Aber beides sind doch Gase, die nur für den Kampf an der Front zu verwenden sind. Denn — fuhr der Redner mit leisem Spott fort — es dürfte wenig Sinn haben, die Frauen und Kinder der feindlichen Großstädte zu Tränen zu rühren. Ich glaube, ich brauche in diesem Kreis nicht erst darauf hinzuweisen, daß künftige Kriege nicht an den Fronten entschieden werden, sondern daß es in erster Linie darauf ankommen wird, die feindlichen Hauptstädte und Industriebezirke mürbe zu machen. Deren Widerstand aber wird man weder durch Tränen, noch durch leichtere Krankheiten wie Erbrechen brechen."

Bei diesem Wortspiel ging ein Lächeln über die Gesichter der Zuhörer. Man wußte, Professor Hill, der geniale Leiter der chemischen Kriegs-Versuchsstation Porton, spielte nicht nur mit Gift und Gas und dem Leben von Tieren und Menschen, sondern auch mit Worten: er galt als einer der geistreichsten Schriftsteller Englands.

„Der letzte Krieg hat gelehrt — wirft Oberst Tompion vom Generalstab ein — daß die Menschen sich wehren und Widerstand leisten, solange noch ein Fünkchen Leben und Kraft in ihnen ist."

„Richtig! — fuhr der Professor fort — Darum müssen wir im Fall eines Krieges die Menschen in den feindlichen Ländern nicht krank machen oder verwunden, sondern — töten. Und sicherer und zuverlässiger als durch Geschosse geschieht das durch Giftgas.

Dabei gibt es zwei Möglichkeiten: Man kann sie ersticken oder verbrennen. Man kann also Phosgen anwenden, das beste Erstickungsgas, oder ein Verbrennungsgas. Bereits im Weltkrieg hat das deutsche Senfgas Furcht und Entsetzen verbreitet. Es ist aber direkt harmlos zu nennen gegenüber unserem Lewisite-Gas, das von unserem Landsmann Newland erfunden und von dem amerikanischen Professor Lee Lewis vervollkommnet worden ist. Beide Methoden und beide Gase haben ihre Vor- und Nachteile. Im allgemeinen wird Phosgen vorzuziehen sein, weil seine Flächenwirkung bedeutend größer ist.

Allerdings kann man sich gegen Phosgen durch Gasmasken oder Flucht in einigermaßen luftdicht abgeschlossene Räume (Keller) so ziemlich schützen. Während Lewisite zwar eine raumbeschränktere, aber dafür um so intensivere Wirkung hat, gegen die weder Masken noch Anzüge noch sonst etwas nützt. Und nun bitte ich Sie, meine Herren, mir zu folgen."

Etwa ein Dutzend Herren der verschiedensten Waffengattungen, die mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen des Professors gefolgt waren, erhoben sich von ihren Plätzen und folgten dem Voranschreitenden nach einer Halle, in deren Mitte ein riesiger Glaskasten eingebaut war.

In dem Glasraum, der völlig luftdicht abgeschlossen war, spielten einige Katzen.

„Wir werden jetzt die Wirkung von Phosgen, also Erstickungsgas — aus Kohlenoxyd und Chlor — kennenlernen." Professor Hill drehte an dem Hahn einer der verschiedenfarbigen Rohrleitungen, die in den Glasraum mündeten. Lautlos entwich das Gas. „Ich lasse das Gas in einer etwas konzentrierteren Form eindringen, als es gewöhnlich in Frage kommt, damit wir nicht solange auf die Wirkung zu warten brauchen. Aber auch in verdünnter Form ist die Wirkung die gleiche, nur daß sie später eintritt. Man kann die Wirkung sogar noch erhöhen, indem man das Chlor durch ein Gas der Cyangruppe ersetzt. Das Grünkreuz der Deutschen im Weltkrieg war z. B. eine solche Verbindung.

So, überlassen wir jetzt die Tiere ihrem Schicksal. Ich darf die Herren indessen zu einem kleinen Imbiß bitten. Nach dem Essen werden wir dann die Wirkungen unseres kleinen Versuches beobachten können."

Das Essen verlief sehr heiter und angeregt. Die meisten Herren kannten sich von früher. Es wurden Erinnerungen ausgetauscht aus dem großen Krieg. Auch aus früheren Kolonialkämpfen. Die Stimmung wurde immer animierter, besonders als zum Schluß — man war ja ganz unter sich — allerlei Weibergeschichten erzählt wurden. So erhob man sich nur ungern, als der Professor an den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft erinnerte und die Herren aufforderte, ihm wieder nach dem Versuchsraum zu folgen.

Vorher mußte jeder eine Gasmaske aufsetzen. „Es besteht zwar kaum eine Gefahr für uns hier außerhalb des Glasraumes. Aber man muß auch gegen unvorhergesehene Fälle gewappnet sein," sagte ruhig der Professor.

Diese Masken mit dem Schnauzenansatz, in denen sie aussahen wie vorsintflutliche Ungeheuer, nicht wie Menschen eines Kulturvolkes des 20. Jahrhunderts, brachten ihnen zum Bewußtsein, daß es sich um höchst ernsthafte und gefährliche Dinge handelte. Man wurde wesentlicher stiller.

In dem Glasraum hatte sich das Bild inzwischen völlig verändert. Die vorhin lustig und harmlos spielenden Katzen liefen jetzt ängstlich und aufgeregt in dem Raum herum.

„Ich darf Ihnen jetzt — setzte Professor Hill seine Erklärungen fort — die medizinischen Erläuterungen geben zu dem, was sie gleich sehen werden. Wir bezeichnen den Vorgang, der sich jetzt im Körper der Katzen abspielt — und genau so im Ernstfall beim Menschen abspielen würde —, als ein Ertrinken auf dem Trockenen. Der Vergiftete ertrinkt buchstäblich, langsam, unter schrecklichen Erstickungsqualen, in seiner eigenen Körperflüssigkeit: dem Blut. Unter dem Einfluß des Giftes sind nämlich die Blutgefäßwände in den Lungen durchlässig geworden, so daß nicht nur wie sonst ein Austausch der Luft (Aufnahme von Sauerstoff, Abstoßen von Kohlensäure) durch diese Blutgefäßwände erfolgt, sondern das Blut selbst durch sie hindurchtritt. Die Lungen gleichen bald mit Wasser vollgesogenen Schwämmen, nehmen auch außerordentlich an Umfang und Gewicht zu.

Der Flüssigkeitsaustritt aus dem Blut in die Lungen führt auf der anderen Seite zu einer starken Eindickung und erhöhten Zähigkeit des Blutes und damit zu einer gefährlichen Verlangsamung des Blutkreislaufes, was wiederum erhöhte Anforderungen an die Herztätigkeit stellt.

Der Versuchsraum enthält etwa 20 mg Phosgen auf 1 cbm Luft. Dadurch wird, wie wir gleich sehen, der Aufenthalt schon nach kurzer Zeit unerträglich. Aber bereits ein Viertel dieser Menge vermag eine lebensgefährliche Vergiftung hervorzurufen, wenn man sich länger in jenem Luftgemisch aufhält.

Sie sehen, wie aufgeregt die Tiere sind..."

In der Tat sprangen die Katzen jetzt wie wild in dem Raum herum, aus dem sie vergeblich einen Ausweg suchten. Aus ihren Augen und den Speicheldrüsen des Mundes tropfte es unaufhörlich herab. Vergebens suchten sie mit ihren Pfötchen die Augenschmerzen zu lindern.

„Warum halten denn die Tiere den Kopf so hoch?"

„Um besser atmen zu können," antwortete Hill. „Das Gas ist schwerer als Luft und sinkt langsam zu Boden, so daß die Tiere versuchen, die oben bessere Luft einzuatmen. Sie sehen weiter, wie die Körper die Atemnot durch eine stark beschleunigte Atmung auszugleichen suchen. Ich werde jetzt die Luft in dem Glasraum mischen."

Er drückte auf einen Knopf, wodurch ein Ventilator in dem Versuchsraum in Bewegung gesetzt wurde. „Das Ertrinken beginnt!" erläuterte Hill. Das Maul der Tiere war weit geöffnet, vor den Nasen- und Mundöffnungen bildete sich Schaum, die Gesichter wurden blau, die Pupillen stark vergrößert. Nur mit großer Anstrengung vermochten die Tiere noch zu atmen. Immer langsamer und schwächer wird die Atmung, bis eine Katze nach der anderen vor Erschöpfung umfällt. Einige unter schweren Krämpfen und Zuckungen.

„Selbst wenn wir die Tiere jetzt aus der vergifteten Luft herausbringen, würden die meisten in den nächsten 24 Stunden sterben. Selten dauert es länger. Ein Tier starb erst 14 Tage nach einem derartigen Versuch."

„An wieviel Tieren haben Sie schon solche Versuche gemacht?"

„In den letzten 2½ Jahren waren es weit über 2000."

„Aber doch nicht nur Katzen?"

„Nein, Katzen waren es nur wenig über 100. Am häufigsten wurden Kaninchen verwendet. Weit über 1000. Dann über 400 Meerschweinchen, ebensoviel Ratten und Mäuse..."

„Und alle diese Tiere sind gestorben?"

„Die meisten. Etwa ein Sechstel kam mit dem Leben davon. Ein Fünftel starb gleich nach dem Versuch und etwa die Hälfte während der nächsten 4 Wochen."

„Sind die Versuche sehr kostspielig?"

„Es geht. Im letzten Jahr betrug der Haushalt unserer Station über 3 Millionen Mark. Im Verhältnis zum Gesamt-Heeresetat und zu der Tatsache, daß weder Heer noch Flotte in einem künftigen Krieg die Entscheidung bringen werden, sondern die Luftwaffen und die Giftgase, muß man die Ausgaben sogar bescheiden nennen."

„Und die Wirkung ist absolut sicher?"

„Unbedingt!"

„Und es gibt keine ausreichende Abwehrmittel gegen diese Giftgase?"

„Keine! In einem künftigen Krieg werden die Menschen genau so exakt und sicher vernichtet wie diese Katzen hier."

Ein scheuer Blick gleitet noch einmal zu den Tieren hinüber, von denen keines mehr ein Lebenszeichen gibt.

Schweigend gehen die Menschen hinaus.

Menschen — ? — ?
Oder — — — ?

Kurt Heilblut.

Die Frau in der Metallindustrie

Unter gleichem Titel veröffentlicht soeben der Deutsche Metallarbeiterverband eine äußerst beachtliche Arbeit. Sie ist durch Verwertung einer Erhebung — in Mitarbeit von Frieda Gladosch, Judith Grünfeld, Gertrud Hanna, Toni Sender und Susanne Suhr — entstanden und kann gewissermaßen als Gegenstück oder als Fortsetzung der Materialsammlung angesprochen werden, die der DMV. 1916 herausgegeben hat. Damals wurde die umfangreiche und rücksichtslose Verwendung von Frauenkraft in der Rüstungsindustrie nachgewiesen und behandelt. Jetzt wird die Nachkriegsentwicklung, und vor allem der Einfluß der Rationalisierungsbestrebungen auf Umfang und Art der Beschäftigung von Frauen in den Metallbetrieben behandelt. Es geschieht das gründlich und anschaulich und — auch das ist anzuerkennen — was die Lohn- und Organisationsverhältnisse betrifft, sehr offen und eindeutig. Wie notwendig und verdienstlich eine solche Aufhellung der Verhältnisse ist, dürften noch folgende Zahlen zeigen. Von 1882 bis 1925 vermehrte sich die männliche Belegschaft der Metallbetriebe um 352 Proz., die weibliche dagegen um 1354 Proz. Ueberall, wo Massenanfertigung die Voraussetzung zu weitest gehender Arbeitsteilung gibt und wo gewisse Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit zur Herstellung der Waren erforderlich ist, steigerte sich die Zahl der weiblichen Arbeiter. Ganz besonders stark vertreten sind sie in der Elektrotechnik, Feinmechanik, Optik und in der Herstellung von Feinstahl und Metallwaren.

Aus dieser Entwicklung erwachsen natürlich der zuständigen Berufsgewerkschaft eine Reihe Aufgaben. Der Bericht greift mit Geschick einige der wichtigsten heraus. Er prüft den Lohn und das Organisationsverhältnis der weiblichen Metallarbeiter und stellt fest, daß sowohl im Akkord wie im Stundenlohn die Frauen ungefähr 20 bis 40 Proz. weniger verdienen als die männlichen Metallarbeiter und daß im Durchschnitt rund 38 Proz. Mitglied im DMV. sind. Außerdem, auch das ist nicht hoch genug zu schätzen, wird zu der sehr umstrittenen Frage der Erwerbsarbeit verheirateter Frauen eine Meinung vertreten, die sich durchaus mit der Auffassung der freien Gewerkschaften deckt, also in manchem nicht mit dem übereinstimmt, was öfter in der Metallarbeiterzeitung gerade über dieses Problem zu lesen war.

Wer sich daher mit dem Problem der Frauenerwerbsarbeit beschäftigen will und wer sich insbesondere Gedanken über die künftige Entwicklung der Arbeitsmarktlage macht, der darf die Broschüre des DMV. als Literatur nicht übersehen. Sie füllt zweifelsohne eine vorhandene Lücke aus und sie charakterisiert in Ergänzung der Schriften, die beispielsweise der DTV., der ZdA. und jetzt kürzlich die Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien veröffentlicht hat, äußerst treffend ein Stückchen Zeitgeschehen. E. R.

Wir bringen
ab nächster Nummer
im „Textil-Arbeiter"
Die Glücksbude
Erzählung
von ERNST PRECZANG

Quodlibet

Pengö heißt die neue ungarische Währung, die die sterbende „Krone" (in Oesterreich bereits durch den Schilling abgelöst) ersetzen und der Nullenwirtschaft in Ungarn ein Ende machen soll. 100 000 ungarische Kronen hatten zuletzt den Wert von etwa 6 Mk. Ein Pengö ist etwa 73⅓ Pf. wert.

B. TRAVEN:

BÄNDIGUNG

NOVELLE AUS DEM BUCH „DER BUSCH"

Copyright by „Büchergilde Gutenberg", Berlin

(Schluß.)

Ehe sich Don Juvencio aufs Pferd setzte, drehte er sich noch einmal um. Er sah das in Blättern zerfallene Buch auf dem Boden liegen. Und er

„Licha, heb das Buch da auf"

[illegible] mit einem leichten Ton von [illegible]: „[illegible], heb das Buch da auf, ich brauche es übermorgen mit zur Stadt, zum Feuermachen."

Während er davonritt, [illegible] sie sich nieder, und auf ihren Knien rutschend, suchte sie die Blätter zusammen.

Den Kosenamen Licha für Luisa hatte er nicht mehr gebraucht seit jenem Abend, als ihm der Kopf aufgeschlagen wurde. Und dieser kritische Augenblick, der bewies, daß Don Juvencio von praktisch angewandter Psychologie mehr wußte als Donja Luisa je in ihren Colegios gelernt hatte, sie mit Licha anredete und den Befehl zum Aufsammeln der Blätter in einem Tonfall gab, der zwischen den Lauten ein „Bitte!" einschwingen ließ, war der Anlaß, daß in dem Charakter der jungen Frau noch eine andere entscheidende Wandlung vor sich ging. Und es war diese zweite Wandlung, die Donja Luisa plötzlich, wie mit einem Ruck unerwarteten Aufwachens, eine bestimmte Empfindung gab, die sie nie vorher gefühlt hatte. Sie bekam eine brennende Sehnsucht, daß Juvencio bald zurückkommen möchte, weil sie wünschte in seiner Nähe zu sein.

Beim Abendessen sprachen sie nicht viel.

Als sich Donja Luisa dann niedergelegt hatte, klopfte ein wenig später Don Juvencio an ihre Tür.

„Adelante!" sagte Donja Luisa aufgeregt.

Don Juvencio kam herein. Er setzte sich auf den Rand des schönen weichen breiten Bettes und streichelte ihr Haar.

Dann stand er wieder auf und fragte: „Licha, wer befiehlt in diesem Hause?"

„Du, Bencho", sagte Donja Luisa lachend und sich in die Kissen kuschelnd. „Du!"

„Und wenn ich nicht daheim bin, du, Licha!"

Dieser Tag schien für Donja Luisa nicht enden zu wollen mit neuen Erfahrungen. Denn zwei Stunden später war sie zu jener neuen Erfahrung — für sie neu — gelangt, daß, wenn auch oft in einem Hause oder in einer Ehe es nicht ganz zweifelfrei feststeht, wer kommandiert, dann aber doch in einem Bett, in dem ein Mann und eine Frau nebeneinander liegen, die Frage, wer kommandiert und wer zu gehorchen hat, nicht erörtert wird, weil sie nicht besteht, solange die Gesetze der Natur nicht durch höhere Verfügung abgeändert werden. Denn an diesem Ort kann ein zufriedenstellendes Resultat nur dann erreicht werden, wenn der Mann befiehlt und sich die Frau dem Befehle willig und erwartungsvoll unterwirft. Und man darf ganz sicher gehen, wenn in irgendeiner Ehe die Frau kommandiert, so ist es nur darum, weil dem Manne die Fähigkeit fehlt, im Bett mit so starker Stimme zu befehlen, daß der Frau nichts anderes übrigbleibt als zu gehorchen und zuzugeben, daß sie die Untergebene und Unterliegende ist.

Trotz dieser, mit viel Freude und wohltuender Zufriedenheit reich gesättigten neuen Erfahrung, die sich Donja Luisa in jener Nacht erwarb, vermochte sie doch nicht so rasch einzuschlafen, als sie das wünschte. Denn sie wurde von einer Frage gequält, die sie erst beantwortet haben mußte, um Ruhe in ihrem Kopf zu finden. Und weil Frauen selten etwas auf sich beruhen lassen können, das an sich unwichtig für das Leben im allgemeinen ist, so entschloß sich endlich auch Donja Luisa, zu fragen, um in einer bestimmten Sache für dauernd von allem Zweifel erlöst zu sein.

Sie sagte: „Benchito, hättest du mich wirklich erschossen, wenn ich dir den Kaffee nicht gebracht hätte? Hättest du das wirklich mit deiner Licha, die dich so sehr liebt, tun können?"

Don Juvencio, weniger von derartigen Zweifeln belästigt, war schon dreiviertel Stück im Schlaf gewesen, als er mit dieser Frage wieder aufgescheucht wurde.

Aber er vergaß dennoch nicht, daß er auch in Zukunft der Mann hier zu bleiben gedachte. Er sagte ruhig: „Ich hätte dich mit viel größerer Bestimmtheit und Sicherheit erschossen als mein Pferd, por Santa Purisima. Denn deinetwegen wäre ich nur zum Tode verurteilt und erschossen worden; aber ich werde lange und weit und breit suchen müssen, ehe ich ein zweites Pferd finde, wie das, mein bestes Pferd, gewesen ist, das ich erschießen mußte, um dir zu zeigen, wie sehr ich im Ernst war. Buenas noches, hasta manjana! Gute Nacht!"

Jeder Mensch, der ein gutes Pferd schätzen und

„Benchito, hättest du mich wirklich erschossen?"

aufrichtig lieben kann, wie es ein Mexikaner tut, der wird ohne viel Worte verstehen, daß dies das innigste Liebesgeständnis war, das ein Mann einer Frau nur machen kann.